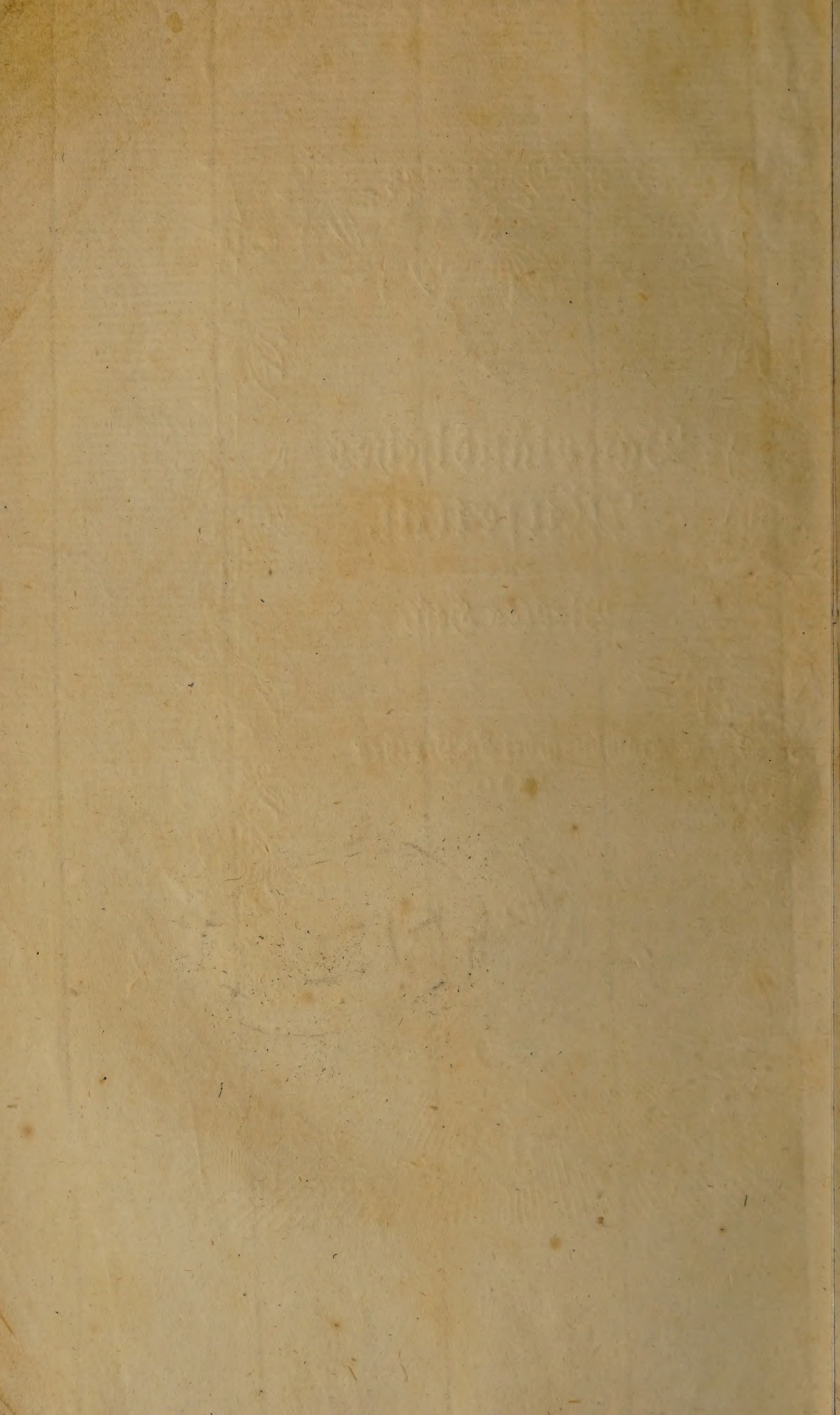

Vaterländisches Museum.
Viertes Heft.
Hamburg, bei Fr. Perthes
1810.



Vaterländisches Museum.

Viertes Stück. October 1810.

Geschichte der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hofnung.

Eine verhängnißvolle Gegenwart schwächt immer das Andenken an die Ereignisse der kaum entflohenen Vergangenheit, und die Thaten einzelner großer Männer, die auf die Schicksale der Völker mit ungewöhnlichem Erfolge einwirkten, verdunkeln das Verdienst derer, die mit vielleicht eben so kräftigem, aber weniger glücklichem Bestreben vorangingen und die Bahn ebneten, auf welcher sie vor den Augen der staunenden Welt ihren Weg zum Ruhme durchfliegen sollten.

So scheint auch die Unternehmung des unsterblichen Columbus sammt ihren ungeheuren Erfolgen zu ihrer Zeit die ausschließliche Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen und das Andenken an die nicht minder preiswürdigen Thaten und Fahrten der Schiffer, die vor ihm genannt wurden, fast gänzlich verdunkelt zu haben. Das Unrecht, das diesen wackern Män-

nern von ihrem Zeitalter widerfuhr, ist von der Nachwelt nicht wieder gut gemacht worden. Denn, indessen die Geschichte der Entdeckung von Amerika unter den gebildetsten Völkern Europa's zahlreiche gelehrte Forscher gefunden hat, und sogar der Jugend auf mannichfache Weise belehrend und unterhaltend dargestellt ist, indessen die Helden jener, an Großthaten wie an Greueln reichen Unternehmungen selbst in unsern Romanen und auf unsern Schaubühnen glänzen, sucht der Freund der Entdeckungsgeschichte, wenn ihm nicht grade die Quellen selbst zu Gebote stehn, vergebens nach einiger Auskunft über die Vorgänge, welche die Entdeckung der afrikanischen Küsten begleiteten. Wahr ist es, es brachte der Welt wenig Gewinn, zu erfahren, daß diese von der Natur stiefmütterlich ausgestatteten Küsten, mit Ausnahme weniger Punkte, weder dem Golddurst der Könige, noch den Speculationen des Kaufmanns eine reiche Ausbeute versprachen; aber undankbar ist es dennoch, die Verdienste der älteren Seefahrer, die mit dem regesten Eifer ihr Ziel zu erreichen strebten, wegen dieses weniger erwünschten Erfolges so ganz vergessen zu haben. Noch mehr muß man sich wundern, daß selbst Bartholomäus Diaz, der erste Schiffer, der die Südspitze Afrika's umsegelte, und dem Handel einen neuen Weg zu den unerschöpflichen Reichthümern Indiens bahnte, kein viel günstigeres Schicksal gehabt hat.

Mit Recht mag man es undankbar nennen, daß bis auf den heutigen Tag seine Unternehmung keiner weitern Aufmerksamkeit gewürdigt ist, und daß nun schon seit 300 Jahren ihrer nur immer im Vorbeygehen und mit wenigen Worten erwähnt wird. *) Denn so wenig ist über die näheren

*) Um sich davon zu überzeugen, vergleiche man nur mit dem Folgenden die Schriften, in denen man am ersten Auskunft zu finden

Umstände dieser Entdeckung durch irgend ein Werk der beyden letzten Jahrhunderte bekannt geworden, daß selbst in den neuesten Beyträgen zur Geschichte der geographischen Entdeckungen, die Herr Ehrmann, einer unsrer fleißigsten Sammler, vor wenigen Monaten in den allgemeinen geographischen Ephemeriden *) lieferte, abermals der alte Irrthum wiederholt wird, Barth. Diaz habe die Südspitze Afrika's nicht umschifft, sondern sey nach der Entdeckung des stürmischen Vorgebirges, geschreckt durch die Wuth der Wellen und des Windes, heimgekehrt, um seinen Nachfolgern den Ruhm der Umseglung dieses Vorgebirges zu überlassen. Der Unwille über diese Vernachlässigung wird noch gesteigert durch die Betrachtung, daß eben dieser Punkt der Erde in der Folge der Gegenstand einer so gespannten und thätigen Aufmerksamkeit geworden ist, und daß demohngeachtet noch Niemand es der Mühe werth gehalten hat, die Geschichte seiner Entdeckung genauer zu erforschen, und die Gestalt, in welcher sich das Land und seine Bewohner den ersten Europäern darstellte, mit dem, was wir jetzt von beyden wissen, aufmerksamer zu vergleichen.

Zu diesem Geschäft nun fühlte sich der Verfasser gegenwärtiger Abhandlung berufen, indem er damit umging, seine im südlichen Afrika gesammelten Erfahrungen zu ordnen und der Welt bekannt zu machen. Er hoffte den Werth seines Werkes dadurch zu erhöhen, daß er auch die Geschichte des Landes

vermuthen möchte, z. B. Sprengels Geschichte der geographischen Entdeckungen, die bekannten Reisesammlungen sammt ihren zahlreichen Nachträgen, und die historischen Einleitungen zu allen Reisen im südlichen Afrika.

*) Im 2ten Stück des 30sten Bandes (October 1809) S. 143.

vollständiger und gewissenhafter bearbeitete, als es von seinen Vorgängern geschehen ist. Indessen der Druck der Zeiten die Ausführung seines größern Unternehmens, wo nicht gänzlich hindert, doch mit fast lähmender Trägheit verzögert, legt er in das vaterländische Museum ein Bruchstück von diesem historischen Theil seines Werks nieder, den er mit Liebe und Eifer größtentheils aus alten, fast vergessenen portugiesischen Werken*) zusammengetragen hat.

Zuvörderst mag die Behauptung, daß man die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hofnung keinem andern, als Barth. Diaz zuschreiben könne, hier eine kurze Erörterung finden. Es ist bekannt, daß schon Herodot (IV, 42) einer Umschiffung Afrikas zu den Zeiten des Königs Necho von Aegypten erwähnt, und erzählt, dieser Fürst habe phöniciſche Schiffer ausgesandt, welche aus dem arabischen Meerbusen ausgelaufen und nach drey Jahren durch die Säulen des Herkules und das mittellän-

*) Asia de *Joam de Barros* dos fectos que os Portugueses fizeram no descobrimento e conquista das mares e terras do Oriente. Lisboa 1532.

Fernão Lopez de Castanheda Historia do descobrimento e conquista da India pelos Portugueses etc. Lisboa 1564 (?) Neueste Auflage Lisb. 1797. Italienisch Venezia 1578.

Manuel Faria y Sousa Asia portugueza, Lisb. 1703. (Eine der neuern Auflagen.)

Giov. Battist. Ramusio Navigazioni e Viaggi. Venet. 1563.

Die (sehr bekannte) Sammlung aller Reisebeschreibungen Leipz. 1748. enthält im 1sten und 5ten Bande einige höchst dürftig ausgezogene und schlecht übersetzte Stellen aus diesen Schriftstellern, die mich jedoch, wie ich dankbar erwähnen muß, zuerst auf diese Quellen aufmerksam machten.

dische Meer wieder nach Aegypten zurückgekehrt seyen. Es ist wohl überflüssig, die merkwürdige, vielfach gepriesene und von Andern verdächtig gemachte Stelle hier wörtlich herzusetzen. Wer Beweise für ihre Glaubwürdigkeit sucht, findet solche bey Schlözer, [a]) Sprengel, [b]) Rennel, [c]) und Heeren, [d]) dahingegen Andre, vornemlich Mannert, [e]) Robertson, [f]) Gosselin, [g]) und neuerlich Bredow, [h]) die Zweifel unterstützt haben, die sich dagegen erheben lassen. In der That scheinen mir die Gründe der letztern überwiegend. Ohne mir indessen eine Entscheidung anmaßen zu wollen, bemerke ich nur, daß nach meiner Kenntniß der südafrikanischen Küsten grade diese das Hauptinderniß der Umschiffung seyn mußten. Will man aber auch die phöniciſchen Schiffer alle Gefahren, welche diese weit in das Meer und unter seine Oberfläche sich hinerstreckenden Felsenmassen einer Küstenfahrt entgegensetzen, glücklich überstehen lassen, so ist doch das, von Herodot erzählte, öftere Landen jener Schiffer, welche diese gefährliche Küste zum erstenmale sahen, und unmöglich die wenigen Stellen, an welchen eine Ladung ausführbar ist, kennen konnten, nicht ohne ein halbes Wunder denkbar, und eben so wenig glaublich, daß sie unter diesem Himmelsstrich (was nur im

---

a) Geschichte der Handlung und Seefahrt in den ältesten Zeiten rc. S. 300.
b) Geschichte der geographischen Entdeckungen S. 21, 55, 58.
c) Geography of Herodotus p. 672.
d) Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. (1805) I. S. 704.
e) Geographie der Griechen und Römer. I. S. 20.
f) History of America. (In der Einleitung.)
g) Recherches sur la Géographie des anciens. I. S. 199.
h) Specimina Geographiae Herodoteae. Helmst. 1804.

tropischen Afrika möglich war) in wenigen Monaten die Früchte ihrer eignen Saat sollten haben ernten können. Auch Rennel, der mit der mehrsten Localkenntniß über die Sache urtheilt, fühlt diese Schwierigkeiten und nimmt deshalb an, die von Necho ausgesandten Phönicier seyen ohne weiteres Landen in einer Reise, von der Ostküste aus der Gegend von Sofala bis in den äthiopischen Meerbusen geschifft, (Geogr. of Herodotus p. 693), was doch wohl bey dem, oft sich erneuernden Bedürfniß, Wasser einzunehmen, wenn man die Größe und Einrichtung der phönicischen Schiffe in Anschlag bringt, kaum denkbar ist.

Ueberhaupt ist diese Umschiffung von Afrika nur in der Voraussetzung eines höchst seltenen Zusammentreffens von tausend günstigen Zufällen annehmbar, und da nun die absolute Möglichkeit eines solchen Zusammentreffens nicht zu bestreiten seyn möchte, so ist wohl kein Endurtheil in diesem Streit zu erwarten. Aber eben deswegen bleibt auch das ganze Factum für die Geschichte ohne erheblichen Werth, und die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hofnung ist doch wohl nur von der Zeit an zu datiren, wo seine Existenz zur Kunde der Völker gelangte.

Es giebt noch andre Angaben von einer Entdeckung des Caps vor Diaz Zeit, die aber so wenig das Gepräge der Glaubwürdigkeit tragen, daß ich es für unnöthig halte, sie hier ausführlich mitzutheilen und zu widerlegen. Die eine*) nennt einen Florentiner Paolo Toscanella (gebohren 1397), welcher in der Geographie und Schiffahrt schon so erfahren gewesen, daß er das Vorgebirge der guten Hofnung gekannt und seinem

*) Joh. Friedr. le Bret Staatsgeschichte der Republik Venedig. Thl. 2. Abth. 1. S. 226.

Freunde Martinus, einem Chorherrn von Lissabon, einen neuen Weg nach dem Specerey-Indien noch vor dem Jahre 1474 vorgeschlagen habe. — Die andre *) handelt weitläufig von der Copie eines, im Jahre 1459 für den portugiesischen Hof verfertigten Planisphärs, auf welcher das Vorgebirge d. g. H., die Insel Madagascar ꝛc. sehr wohl angedeutet gewesen. Auch sey daneben bemerkt, ein indisches Schiff habe um das Jahr 1420 jenes Vorgebirge entdeckt u. s. w.

Diese Angaben beweisen nun wohl höchstens, daß man schon vor Barth. Diaz hin und wieder einer Ahnung von dem Daseyn eines umschiffbaren Endpunkts des großen afrikanischen Continents gehabt habe, entziehen aber dem ersten wahren Entdecker desselben eben so wenig seinen Ruhm, als ähnliche Vermuthungen, die, wie man nachher behauptete, der Columbischen Unternehmung vorangegangen seyn sollten, das Verdienst dieses Helden zu schmälern im Stande gewesen sind.

Nach Beseitigung dieser Vorfragen gehe ich zur Geschichte selbst über.

Die schnellen Fortschritte, welche die Physik und Astronomie gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts machten, beschleunigten plötzlich den bis dahin trägen Gang der Entdeckungen an der Westküste Afrika's, und öffneten dem Eifer der portugiesischen Könige ein unbegrenztes Feld für die Erweiterung ihrer Besitzungen und des Gebiets der Wissenschaften zugleich. Schon war dem dringendsten Bedürfniß der dama-

---

*) Delle lettere americane parte seconda. Cosmopoli 1780. (Dal Conte Don Gianrinaldo Carli-Rubbi.) Die hieher gehörige Stelle findet sich im 18ten Briefe S. 279 (in der deutschen Uebersetzung S. 445), wo der Verf., der sich beyläufig eine Menge chronologischer Fehler zu Schulden kommen läßt, gegen Robertson zu Felde zieht.

ligen Seefahrer durch den allmählig eingeführten Gebrauch des Compasses abgeholfen, und lange Erfahrung hatte sie kühn gemacht, doch entbehrten sie noch ein Mittel, sich bey langen Reisen auf offener See, wo ihnen der Anblick der Küste mit ihren Wahrzeichen entging, über die wahre Höhe des jedesmaligen Standpunktes zu belehren, und was man bis dahin zur Erreichung dieses Zweckes als nützlich erprobt hatte, bewährte sich auf hoher See, bey der Gewalt der Strömungen und den nicht zu berechnenden Zufälligkeiten, die den Lauf des Schiffs unmerkbar aufhalten, beschleunigen und verändern können, als völlig unanwendbar. Da erfand ein deutscher damals in Portugal lebender Astronom, Martin Behaim, mit Hülfe zweyer Leibärzte Königs Johann des 2ten, Namens Rodrigo und Josepe, ein bewegliches, hölzernes Astrolabium, welches, an dem großen Mast befestigt, zur Bestimmung der Sonnenhöhe gebraucht werden konnte, und berechnete Tabellen für die tägliche Declination der Sonne.*)

---

*) S. Barros dos fectos que os Portugueses fizeram etc. Decad. I. Livr. IV. Cap. 3. (fol. 42.) und Rödings Wörterbuch der Marine unter dem Artikel Astrolabium. Eben dieser Erfindung erwähnt auch Herr C. G. von Murr in seiner interessanten Schrift: diplomatische Geschichte des berühmten portugiesischen Ritters Martin Behaim. Nürnberg 1778 (Gotha 1801) S. 69. ff., und nennt als seine Gewährsmänner Manuel Tellez de Sylva, Petr. Matthaei und Maffei. Die hier citirte Stelle aus Barros Asia blieb von ihm, oder vielmehr von Herrn Prof. Diez in Göttingen, welcher ihm die Excerpte daraus besorgte, übersehen. Daher wird hier und S. 94 von Herrn von Murr behauptet, daß kein portugiesischer Schriftsteller (de Sylva ausgenommen) des berühmten Ritters erwähne, ferner S. 87 und 114 ausdrücklich angeführt, daß Barros seiner mit keinem Worte gedenke. So wie sich nun dieser Irrthum aus obigem Citat von selbst widerlegt, so erhält auch die Behauptung einiger Schriftsteller,

Waren bis dahin die Befehlshaber der Entdeckungs-Expeditionen zufrieden gewesen, das äußerste Ziel ihrer Vorgänger um wenige Tagereisen zu überschreiten, so entdeckte nun mit einemmale Diego Cam, in dessen Gefolge sich auch (nach von Murrs Angabe) Martin Behaim selbst befunden haben soll, auf zwey schnell hinter einander (1484 und 1485) angestellten Reisen eine Küstenstrecke von 375 portugiesischen Legoas, oder 280 geographischen Meilen.*) Durch diesen bedeutenden Sprung zu den kühnsten Hoffnungen berechtigt, sandte nun König Johann II. im folgenden Jahre 1486 einige Schiffe unter Befehl von Bartholomeu Diaz aus, um endlich das langgesuchte Indien, wenigstens den Weg dahin, zu entdecken. Was Barros von dieser Reise erzählt,**) enthält, ungeachtet der beklagenswerthen Kürze seiner Schreibart, so viel Interessantes, daß ich es mir nicht versagen kann, ihn hier selbst reden zu lassen, und die einzige bis auf uns gekommene, meines Wissens noch nirgends vollständig übersetzte Nachricht von dieser Unternehmung möglichst treu, in dem Geiste des Erzählers wiederzugeben.

Benin und Congo waren entdeckt; Diogo d'Azambuja,

Behaim sey ein Schüler Regiomontans gewesen, welche Herr von Murr nicht für gegründet hält, an dieser Stelle im Barros eine neue kräftige Stütze. Es wird hier nehmlich erzählt, Behaim habe sich in Portugal selbst gerühmt, diesen großen Astronomen zum Lehrer gehabt zu haben. Auch ist dieß an sich nicht unmöglich, da Regiomontan von 1471 bis 1475 in Behaims Nähe zu Nürnberg lebte. — Zu beklagen ist es übrigens, daß keiner der angeführten Autoren einige nähere Auskunft über die Einrichtung der ersten Schiffs-Astrolabien giebt.

*) Zwanzig Legoas auf den Breitengrad gerechnet.

**) Decad. I. Livr. III. Cap. 4. fol. 28. b. Auch Castanheda und Faria y Sousa erzählen von Diaz Reise, doch viel kürzer, wiewohl im Wesentlichen mit Barros übereinstimmend.

Joam Alfonso d'Aveiro und Diogo Cam *) hatten sich auf den letzten Entdeckungsreisen berühmt gemacht, und auf ihren Schiffen Eingebohrne jener Länder nach Portugal geführt, welche das Christenthum willig annahmen, und die Vermuthung, es gebe im mittlern Afrika einen mächtigen christlichen Fürsten, aufs neue belebten. Diesen, unter dem Namen des Priesters Johannes längst gerühmten König, dessen Reich sich von Aegypten durch Aethiopien weit nach Süden hinab erstrecken sollte, aufzusuchen, das Heil des christlichen Glaubens und den Ruhm von Portugals Macht allgemeiner zu verbreiten, zugleich aber auch den Seeweg nach Indien zu finden, rüstete König Johann II. zwey bewaffnete Schiffe, jedes von etwa 50 Tonnen, und eine mit Proviant beladene Pinasse aus. Den Oberbefehl über diese Expedition gab er einem seiner Hofcavaliere, Bartholomeu Diaz, der auch die letzten Entdeckungsreisen mitgemacht hatte. Joam Infante commandirte das zweyte, und Peró Diaz, Bartholomeu's Bruder, das Proviantschiff, beyde, so wie sämmtliche Offiziere, in ihrem Gewerbe viel erfahren.

Gegen Ende des August 1486, so fährt nun Barros nach dieser hier abgekürzten Einleitung fort, segelten diese Schiffe von Portugal ab. Da die Küste vom Cap Catharina bis zum Cap Padram von Cam bereist war, so steuerte Diaz gradesweges auf den Fluß Congo **) zu, und verfolgte erst von dort an den Lauf der Küste, bis er die Angra do salto ***)

*) Ich darf wohl nicht unerinnert lassen, daß ich in der Rechtschreibung der portugiesischen Namen und Wörter meinen alten Gewährsleuten gefolgt bin, so sehr sie auch von der modernen oft abweicht; die Wahl war hier schwer.

**) Der auch damals schon Zaïre genannt ward.

***) Diese Bay muß nach Barros Dec. I. Livr. III. Cap. 3. zwischen dem 15ten und 20sten Grad S. B. liegen.

erreichte, von wo Cam zwey Neger mitgenommen hatte. Diese beyden waren vom Könige unserm Diaz wieder mitgegeben, daß er sie in ihr Vaterland zurückbringe, und beyde waren vorher wohl unterrichtet von dem, was sie bey ihren Landsleuten thun und sprechen sollten. Ebendaselbst nahm Diaz vier Negerinnen wieder ein, welche er im Verfolg der Reise hier und dort an der Küste wieder aussetzte, und zwar die erste in der Bay, in welcher er das erste Maalzeichen errichtete (Serra parda), und die zweyte in der Angra das voltas; die dritte starb, und die vierte entsprang in der Angra dos ilheos de sancta Cruz mit zwey dortigen Eingebohrnen, die man gefangen hatte. Man suchte sie aber nicht gewaltsam zurückzuhalten, weil der König befohlen hatte, daß man den Bewohnern der neuentdeckten Länder weder Gewalt anthue, noch Aergerniß gebe. Ferner hatte der König befohlen, diese (mitgenommenen) Leute freundlich behandelt und wohl gekleidet, wie auch versehen mit Proben von Silber, Gold und Specereyen, ans Land zu setzen, damit sie den Völkern möchten Kunde geben von der Größe seines Reichs und von den Gütern, die es enthielte, und wie an dieser ganzen Küste seine Schiffe hin und her führen, und wie er befohlen habe, Indien zu entdecken, vor allem aber einen Fürsten aufzusuchen, der sich Priester Johannes nenne, und von welchem man sage, daß er in diesem Lande wohne. Alles, damit dieses Gerücht dem Priester zu Ohren käme, und man erführe, in welcher Gegend er sich aufhalte. Jene Negerinnen nun waren zu diesem Zweck unterrichtet, und es war ihnen verheißen, daß die Schiffe zurückkehren und sie nach Portugal führen sollten. Inzwischen sollten sie landeinwärts gehen, den Eingebohrnen diese Dinge bekannt machen, und so gut sie könnten, Alles erkunden, was ihnen empfohlen war. Ohne

Gefahr glaubte man sie zurücklassen zu können; denn eben deshalb hatte man Weiber gewählt, als mit welchen die Männer nicht Krieg haben, noch ihnen Leides zufügen. —

Auf der weitern Reise wurden in großen Zwischenräumen an den bemerkbarsten Plätzen der Küste Maalzeichen errichtet, und das erste, genannt Sant-Jago, steht an dem Ort, den man nachher mit dem Namen Serra Parda belegt hat, unter 24 Grad (südlicher Breite) und 120 Legoas jenseits des letzten Zeichens von Diogo Cam. Man benannte aber die Bayen, Vorgebirge und Landgegenden, die man entdeckte, entweder nach dem Tage, an welchem man bey ihnen anlangte, oder nach merkwürdigen Begebenheiten. So wurde die heutige Angra das voltas deshalb also genannt, weil Diaz dort so häufige Wendungen des Schiffs machen mußte. Er hielt sich nehmlich dort fünf Tage auf, gegen einen Wind, der ihm nicht verstattete, seinen Lauf längs der Küste fortzusetzen. *) Diese Bay aber liegt unter 29 Grad S. B. — Jetzt verließ Diaz die Küste, wandte sich in südwestlichem Curs nach dem hohen Meer, und lief dreyzehn Tage bey demselben Winde vor den Untersegeln des großen Mastes. Da die Schiffe nur klein und die Wellen ungleich ungestümer waren, als an der Küste von Guinea, ja selbst wüthender, als in der spanischen See zur Zeit des heftigsten Sturmes, so hielten sich Alle schon für verloren. Als sich aber der Sturm legte, der diese Wuth des Meeres erregt hatte, wandten die Schiffer ihren Lauf, um in östlichem Curs das Land wieder zu finden, in der Voraussetzung, die Küste laufe auch hier (zwischen dem 36sten und

*) Also schon hier Sturm aus Süd-Osten, wie er noch jetzt während der Sommermonate am Cap zu herrschen pflegt. Es mochte etwa im December seyn, als Diaz hier anlangte.

40sten Grade S. B.) von Norden nach Süden, wie sie sie bisher gefunden hatten. Nachdem sie indessen mehrere Tage gesegelt waren, ohne auf die Küste zu stoßen, nahmen sie endlich ihren Curs nach Norden,*) und gelangten so an eine Bay, die sie wegen des vielen Rindviehes, welches sie von Hirten getrieben am Lande erblickten, die Kuhhirten-Bay, Angra dos Vaqueiros nannten.**) Ehe sie noch mit diesen Menschen zu einer Unterredung kommen konnten, wendeten diese, erschreckt von solcher neuen Erscheinung, den Rücken, und flohen landeinwärts, so daß die Unsrigen von ihnen nichts mehr erfahren konnten, als was sie aus großer Entfernung bemerkten, nämlich daß sie Neger waren und gekräuseltes Haar hatten, wie die von Guinea. —

Im weitern Fortsegeln längs der Küste in dem neuen (östlichen) Curs, über welchen die Befehlshaber nicht wenig erfreut waren, stießen sie endlich auf eine Insel, welche unter 33¾ Grad Breite liegt. Hier errichteten sie das Zeichen des heiligen Kreuzes, welches der Insel den Namen gegeben hat.***) Sie liegt kaum eine halbe Legoa vom festen Lande, und weil zwey reiche Quellen daselbst angetroffen wurden, nannte man sie auch o penedo das fontes.

Das Schiffsvolk war aber durch das stürmische Wetter, das man überstanden hatte, ermattet und gar furchtsam geworden, und alle fingen hier aus einer Stimme an zu murren und

---

*) So geschah es, daß sie das Vorgebirge der guten Hoffnung umsegelten, ohne es gesehen zu haben, und daß diese wichtige Entdeckung also erst auf der Rückreise vollständig gemacht ward.

**) Wahrscheinlich die heutige Mosselbay, oder eine der kleineren, nahe dabey gelegenen.

***) Santa Cruz in der Algoabay; noch heute führt diese Insel den Namen.

forderten, daß man nicht weiter ginge. Die Lebensmittel seyen beynahe verzehrt, sagten sie, und wenn man in diesem Augenblick noch umkehre, das zurückgelassene Proviantschiff aufzusuchen, das ohne hinlängliche Bemannung, gewiß schon längst ihrer Rückkehr harre, *) so sey schon zu fürchten, daß sie Alle Hungers sterben könnten, ehe sie es erreichten, wie viel mehr noch, wenn man immer vorwärts dringe, und sich noch weiter von dieser Hülfe entferne. Es sey genug, in einer Reise eine so große Küstenstrecke entdeckt zu haben, und die wichtigste Entdeckung, die man von dieser Unternehmung habe erwarten können, sey in der That bereits gemacht, indem die ganze Küste hier östlich laufe, und es am Tage liege, daß hinter ihnen ein großes Vorgebirge befindlich seyn müsse, welches aufzusuchen und also den Rückweg anzutreten, offenbar der beste Rath sey.

Bartholomeu Diaz, um den Beschwerden so vieler Menschen zu willfahren, ging mit den Hauptleuten, Offizieren und vornehmsten Matrosen ans Land, und ließ sie hier einen Eid schwören, daß sie nach ihrer wahrsten Ueberzeugung erklären wollten, was ihnen für den Dienst des Königs jetzt am nothwendigsten zu thun scheine. Alle nun blieben einstimmig dabey, man müsse umkehren, und machten aufs Neue die obenerwähnten und mehrere andere Gründe von ähnlicher Wichtigkeit geltend. Sodann befahl er, von diesem ihren Bedünken eine schriftliche Acte aufzusetzen, welche Alle unterzeichnen sollten. Da er indessen für sich, fügte er hinzu, den eifrigen Wunsch hege, weiter vorzudringen, und überhaupt nur zu thun, was ihm die Verpflichtung in seinem Posten und der

---

*) Dieses Schiff war, wie man nachher erfährt, an der Westküste zwischen Serra Parda und Angra das voltas zurückgeblieben.

Befehl des Königs gebiete, durch welchen eben er auch angewiesen sey, Sachen von Wichtigkeit mit den vornehmsten Personen seines Gefolges zu überlegen, so fordre er von Allen, daß sie, bevor der Entschluß, bey welchem sie beharrten, unterzeichnet würde, einwilligen möchten, noch zwey oder drey Tage weiter die Küste zu verfolgen; und wenn sie dann nichts fänden, was sie verpflichten möchte, ihre Reise fortzusetzen, dann sey auch er bereit, den Rückzug anzutreten. Hierein willigten Alle.

Als aber die Tage verflossen waren, die er gefordert hatte, war nichts damit erreicht, als die Entdeckung eines Flusses, der 25 Legoas jenseits der Kreuzes-Insel, auf der Höhe von 32⅔ Graden liegt. Und weil Joam Infante, Capitain des Schiffs Sam Pantaleam, der erste war, welcher hier ans Land ging, so erhielt der Fluß den Namen, den er noch heute trägt: Rio Infante.*) Hier kehrten sie um, weil das Schiffsvolk aufs Neue seine Klagen erhob. Als sie wieder bey der Insel des heiligen Kreuzes anlangten und noch einmal dort landeten, trennte sich Diaz von dem dort errichteten Maalzeichen mit so viel Schmerz und Rührung, als ob er einen geliebten Sohn verließe. Er erwog, mit wie viel Gefahr für seine Person und für all dieses Volk er von so fernem Vaterlande um so geringen Erfolges willen, hieher gekommen, indem Gott ihm nicht verstattet, den Hauptzweck seiner Sendung zu erreichen.**)

---

*) Also nicht, wie Murr S. 112 der angeführten Schrift behauptet, von dem Infanten Johann, ein Irrthum, den man fast bey allen Schriftstellern, neuerlich noch von Barrow wiederholt findet. Uebrigens ist dieser Rio Infante der heutige große Fischfluß, welcher die Grenze zwischen dem Kafferlande und dem Gebiete der Colonie abgiebt.

**) Wer an Vorbedeutungen glaubt, mag leicht in dieser wehmüthigen

Nachdem sie von dort wieder abgereiset und mehrere Tage gesegelt waren, ward ihnen endlich der Anblick jenes großen, merkwürdigen, so viele Jahrhunderte lang unentdeckt gebliebenen Vorgebirges, das gleichsam nun erst da zu seyn anfing. Denn nicht es selbst allein war entdeckt, sondern mit ihm öffnete sich den Völkern eine andere, neue Welt von Ländern. Diaz und seine Gefährten nannten dieses Vorgebirge, wegen der vielen Gefahren und Mühseligkeiten, die sie bey dessen Umseglung zu überstehn gehabt hatten, das stürmische: Cabo tormentoso. Als sie aber nach Portugal zurückkamen, gab ihm der König Dom Joam einen andern und glänzendern Namen, und nannte es Cabo de bona esperança, weil es die endliche Entdeckung des so ersehnten und so lange gesuchten Indiens hoffen lasse. Dieser Name, wie ihn der König erfunden, und so glorreich wie einer, dessen sich Spanien rühmt, wird fortdauren zum Ruhme dessen, der diese Entdeckung veranstaltet, so lange man wird denken können. Ich habe in meiner Geographie*) dieses Vorgebirge beschrieben und abgebildet als einen sehr wohlgelegenen Ort, von welchem man billig viel hoffen darf.

Nachdem Diaz Alles angemerkt hatte, was für die Schiffahrt von Wichtigkeit war, ließ er ein Maalzeichen, genannt Sam Felipe, am Lande (vielleicht in der Tafelbay) errichten, indessen der heftige Sturm ihm nicht verstattete, sich länger hier aufzuhalten oder vor Anker zu gehn. Vielmehr setzte er

---

Stimmung eine warnende Ahnung erkennen; denn nicht weit von dieser Insel war es, wo Diaz 13 Jahre später mit allen seinen Gefährten das Grab in den Wellen fand.

*) Es ist zu beklagen, daß dieses geographische Werk, so wie die letzten Bände der Dekaden von Barros nicht bekannt geworden sind.

seinen Lauf längs der Küste fort, um das zurückgelassene Proviantschiff wieder aufzusuchen. Als sie bey selbigem anlangten, waren es grade neun Monate, seit sie es verließen,*) und von den neun Menschen, welche sie darauf zurückgelassen hatten, waren nur noch drey am Leben. Einen von diesen, den Schiffsschreiber, Namens Fernam Colaço, der von Krankheit noch sehr hinfällig war, erschütterte die Freude über den Anblick seiner Gefährten so heftig, daß er auf der Stelle starb. Die Ursache aber ihres großen Verlustes an Todten war, daß sie den Negern an der Küste zu viel getraut und Gemeinschaft mit ihnen gepflogen hatten; da war Streit beym Tauschhandel entstanden, und die Neger hatten sie ermordet. Diaz ließ die Lebensmittel, die er im Schiffe vorfand, heraus nehmen, und es verbrennen, weil es schadhaft geworden und überdies nicht Volk genug vorhanden war, es zu regieren.

Endlich erreichten sie die Prinzen-Insel (Ilha do principe) und fanden daselbst Duarte Pacheco, *) Cavalier des Königs in üblen Umständen. Er war nehmlich vom König beauftragt, die Flüsse an der Küste zu untersuchen, und hatte, weil er damit nicht allein zu Stande kommen konnte, das Schiff weiter gesandt, einigen Tauschhandel zu treiben. Dabey war es verunglückt, nur ein Theil der Mannschaft hatte sich gerettet, und mit diesem begab sich Pacheco auf die Schiffe des Diaz. Weil nun zu dieser Zeit schon ein Fluß bekannt war, der sich der Handelsfluß (Rio do resgate) nannte, wegen des Handels, den man dort mit den Eingebohrnen trieb, so ging Diaz, um nicht mit leeren Händen nach

*) Also ungefähr September 1487.

**) Denselben, der sich in der Folge als Befehlshaber in Indien so berühmt machte.

Hause zu kommen, dort erst vor, und nachher am Castel von Sam Jorge de Mina, in welchem Joam Fogaça damals Befehlshaber war. Dieser übergab ihm das Gold, das er eingehandelt hatte, und damit kehrten sie nach diesem Königreich (Portugal) zurück, woselbst sie im December 1487 nach einer Abwesenheit von 16 Monaten und 17 Tagen anlangten.

Bartholomeu Diaz hatte auf dieser Reise 350 Legoas von der Küste entdeckt, also beynahe eben so viel als Diogo Cam auf zwey Reisen. In der Strecke von 750 Legoas, welche diese beyden vorzüglichen Seeleute bereiseten, stehen sechs Maalzeichen: das erste, genannt Sam Jorge, an dem Flusse Zaire im Königreiche Congo, (unter 6° S. B.) das zweyte, Sancto Agostinho, auf dem Vorgebirge gleiches Namens (unter 13° S. B.), das dritte, als das letzte von Diogo Cam in der Menga das aréas, (unter 22° S. B.*) das vierte oder das erste von Diaz in Serra Parda, das fünfte, Sam Felipe auf dem großen, merkwürdigen Vorgebirge der guten Hofnung, und das sechste, Sancta Cruz, auf der Insel dieses Namens. Dieß war die äußerste Entdeckung, die bey Lebzeiten Königs Johann II. gemacht wurde.

So weit Barros. Beyläufig muß ich hier einiger Irrthümer erwähnen, zu welchen der berühmte, von Martin Behaim verfertigte, und noch jetzt in Nürnberg aufbewahrte Globus veranlaßt, und welche der verdiente Verfasser der oben

---

*) Wenn man mit diesen, freylich immer nur ohngefähren, Ortsbestimmungen, die aus Barros Dec. I. Livr. III. Cap. 3, wo er von D. Cam's Reise spricht, entlehnt sind, die Angabe S. 380 vergleicht, nach welcher Serra Parda unter 24 Grad S. B. und dennoch 120 Legoas jenseits der äußersten Entdeckung Cam's liegen soll, so ist das freylich ein großer Widerspruch, welcher die Unzuverlässigkeit solcher Angaben beweiset.

genannten Schrift über den Ritter Behaim unwiderlegt gelassen hat. Zugleich beweisen sie, wie wenig man solchen Urkunden, wie die ältesten Charten sind, trauen darf. — Neben dem Vorgebirge der guten Hofnung stehen daselbst die Worte: „Hie wurden gesetzt die Säulen des Königs von Portugal „A. Domini 1485 den 18 Jan.“ Wider die Richtigkeit dieser Angabe streitet offenbar die Barrossche Erzählung. Es war früheſtens im May oder Junius 1487, als Diaz auf seiner Rückreise beym Cap anlangte. Von Diogo Cam, welcher 1485 die Reise machte, kann hier die Rede nicht seyn, denn dieser kam, wie Herr von Murr selbst anführt, nur bis zum Cap Padram. Es ist dieß also ein Fehler auf dem Behaimschen Globus, der die Zuverlässigkeit dieser, für die Entdeckungsgeschichte so merkwürdigen Urkunde nicht wenig beeinträchtigt.

Auf der andern Seite der Spitze von Afrika bey Riotucunero und Porto Bartholo viego (womit offenbar die Gegend des Rio Infante gemeynt ist), findet man die portugiesische Fahne gezeichnet, und daneben steht: „Bis an das Ort „sindt die portogalische Schiff kommen und haben Ir seul „aufgericht und in 19 Monaten sind sie wieder in ir Land „heim kommen.“ Abermals ein Irrthum, denn Diaz brachte nur 16½ Monate auf seiner Reise zu, und eine andere, als die seinige kann von Behaim, der diesen Globus schon 1493 verfertigte, nicht gemeynt seyn.

Ich kehre zum fernern Verlauf der Entdeckungsgeschichte des südlichen Afrika zurück. — Nachdem Columbus im Jahre 1493 den spanischen Scepter in die neue Welt, jenseits des atlantischen Oceans hinübergetragen, sehen wir Portugal, um auch seiner Macht einen ähnlich bedeutenden Zuwachs zu verschaffen, unter König Manuel die Entdeckung des östlichen

Indiens eifriger und mit Glück weiter verfolgen. Auf dem Wege dahin landet Vasco da Gama *) im November 1497 in der Bay Sancta Helena, die anderthalb Grade nördlich vom Cap liegt, und also genannt ward von dem Tage ihrer Entdeckung. Hier entspinnt sich die erste Bekanntschaft zwischen den Urbewohnern des südlichen Afrika und den goldsuchenden Europäern. **)

Vasco nehmlich hatte sich hier ans Land begeben, um mit den neuerfundenen Behaimschen Astrolabien, die auf dem Schiffe wegen des Hin- und Herbewegens kein ganz sicheres Resultat gaben, astronomische Beobachtungen anzustellen. Da meldeten ihm seine Leute, daß sie in einiger Entfernung zwey Neger bemerkten, die gebückt gingen, als ob sie mit Kräutersammeln beschäftigt wären. Indem es nun sein angelegentlichster Wunsch war, jemand zu finden, der ihm Nachricht von dem Lande gäbe, so ertheilte er voller Freude den Befehl, sie leise zu umgehen und ohne Gewaltthätigkeit einzufangen. Die beyden Neger aber waren beschäftigt, an dem Abhange der Berge Honig zu sammeln, und hatten jeder einen Feuerbrand in den Händen; ***) bey ihrer gekrümmten Stellung bemerkten

*) Barros schreibt durchgehends: da Gãmma.

**) Ich folge hier abermals Barros (Dec. I. Livr. IV. Cap. 3 & 4.), dessen Erzählung ich jedoch hin und wieder aus Castanheda ergänze.

***) Ganz so, wie noch heutiges Tages die Hottentotten ihrer Nahrung nachzugehen pflegen. Die portugiesischen Schiffer und Schriftsteller nennen sie durchgängig noch Neger. Der Name Hottentott kommt zuerst bey den spätern englischen und holländischen Reisenden vor; es ist mir nicht geglückt, etwas über seine ursprüngliche Bedeutung aufzufinden, wahrscheinlich aber ward er ihnen zuerst von dem lustigen Schiffsvolk im Spott über ihre übelklingende, gleichsam stammelnde Sprache gegeben, und ging nachher allmählig in die Reise-Journale und die Beschreibungen des Landes über.

sie nicht eher, daß sie umzingelt würden, als bis ihnen das Schiffsvolk ganz nahe war, von welchem dann einer von ihnen glücklich erhascht und zum Befehlshaber geführt ward.

Vasco da Gama, der sich vergeblich bemühte, dem Gefangenen in irgend einer Sprache verständlich zu werden, und bemerkte, daß er, bestürzt von so vielen neuen Erscheinungen, auch nicht auf die Zeichen achtete, die die Natur allen Menschen gemeinverständlich gemacht hat, ließ zwey Schiffsjungen herbeykommen, von denen der eine ein Neger war, welche sich zu ihm setzen und mit ihm essen und trinken mußten, indessen da Gama selbst sich entfernte, um ihn von seiner Furcht sich erholen zu lassen. Diese Behandlungsart hatte den gewünschten Erfolg; die Knaben nöthigten ihn fleißig zum Essen, und als Vasco da Gama wieder hinzutrat, war er schon ganz zutraulich geworden, und deutete auf einige Berge, die etwa zwey Legoas entfernt seyn mochten, und gab ferner durch Zeichen zu verstehen, daß an dem Fuße derselben der Wohnort seiner Landsleute befindlich sey. Da nun da Gama keinen bessern Abgesandten hinschicken konnte, um die Andern herbeyzuholen, so befahl er, daß man ihn mit einigen Geschenken an Tandwaaren, Korallenschnüren und einer Mütze entließe. Durch Zeichen ward ihm bedeutet, er möge gehen, und mit seinen Gefährten wieder kommen, dann wolle man ihnen noch einmal so viel geben. Das that er denn auf der Stelle, und brachte noch spät desselben Tages zehn bis zwölf seiner Landsleute, die sich dasselbe ausbaten, was er bekommen hatte. Man gab es ihnen sogleich; wie viel man ihnen aber auch Proben von Gold, Silber und Specereyen zeigen mochte, so würdigten sie die keiner Aufmerksamkeit, und zogen Glöckchen, Ringe und Kupferpfennige diesen Kostbarkeiten weit vor. Sie waren gelblich von Farbe, klein von Statur, häßlich von Gesicht, sehr dumm,

und übel gestaltet, und ihre Sprache glich einem Stammeln. Ihre Kleidung bestand in Thierfellen, die Schamtheile hatten sie mit hübschgearbeiteten hölzernen Scheiden bedeckt, und ihre Waffen waren vorn angebrannte Stäbe von wildem Olivenholz, oder statt des Eisens mit spitzen Thierhörnern versehen. Sie aßen Wurzeln, Kräuter, Seehunde und Wallfischfleisch, auch Seevögel und wilde Ziegen. Auch gab es Hunde bey ihnen, wie die in Portugal, die auch eben so bellten. *)

Am andern Tage kamen mit ihnen schon mehr als vierzig, die sich so zutraulich zeigten, daß einer der Officiere, Namens Fernam Veloso, Vasco da Gama um die Erlaubniß bat, sie nach ihrem Wohnort begleiten zu dürfen, um etwas mehr Kunde von dem Lande zu bekommen, als man von ihnen erfragen konnte; welches ihm auch dieser auf Fürbitte seines Bruders Paulo da Gama gestattete.

Indessen Veloso mit den Negern fortging, beschäftigte sich das Schiffsvolk mit Einsammeln von Brennholz, und Andere suchten am Strande sich Muscheln, deren es viele dort gab. Paulo da Gama machte inzwischen Jagd auf einige Wallfische, die sich neben den Schiffen zeigten, hätte aber dabey fast das Leben eingebüßt, indem ein mit einer Harpune verwundeter Wallfisch beynahe das Boot zertrümmert hätte, in welchem er sich befand. Das Fleisch dieses Thiers diente ihnen nachher zu einer angenehmen Nahrung. Indessen begann es Abend zu werden, und das Volk ruderte eben wieder nach den Schiffen, als Vasco da Gama, der Veloso's Rückkehr erwartete und seine Augen nach dem Lande gerichtet hatte, diesen sehr eilig über die Hügel herankommen sah. Er

*) Diese letzte Beschreibung theilt Castanheda im 2ten Capitel des 1sten Buchs mit. Das folgende ist wieder nach Barros erzählt.

befahl sogleich einem der Böte, die vom Lande kamen, umzukehren und ihn einzunehmen. Die Matrosen des Bootes aber, als sie Fernam Veloso, der sonst nie unterließ, von seiner Tapferkeit zu reden, so im halben Trab den Strand hinablaufen sahen, zauderten absichtlich, ihn einzunehmen. Diese Verzögerung machte die Neger, welche im Hinterhalt lagen, und wahrscheinlich vermutheten, daß sie landen würden, argwöhnisch, daß Veloso irgend ein Zeichen gebe, das sie nicht verständen. Eben als er ins Boot steigen wollte, stürzten zwey Neger auf ihn los, um ihn daran zu verhindern; die mußten nun freylich ihre Kühnheit mit blutigen Köpfen büßen, bis die andern ihnen zu Hülfe kamen. Da entstand aber ein solches Werfen von Steinen und Lanzen nach dem Boot, daß Vasco da Gama, als er selbst vom Schiffe herbeyeilte, um den Frieden herzustellen, von einer solchen Lanze im Schenkel getroffen ward. Eben so trugen noch ein Officier und zwey Matrosen ähnliche Wunden davon. Als nun Vasco da Gama sah, daß sie nicht zu beruhigen wären, befahl er, wieder nach den Schiffen zu rudern; indessen machten noch beym Abstoßen einige unserer Bogenschützen Gebrauch von ihren Waffen, damit die Wilden nicht ungestraft blieben. Veloso aber hatte nichts zu erzählen, als daß ihn bey der weiten Entfernung von der Küste eine Furcht angewandelt, die Neger möchten ihn zu weit führen und ihm Leides zufügen wollen, deshalb sey er umgekehrt. *)

*) Castanheda erklärt diese erste Gewaltthat der Hottentotten ebenfalls aus dem Argwohn, den Veloso's furchtsames und mißtrauisches Betragen bey ihnen erregte. Nur darin weicht seine Erzählung etwas ab, daß nach ihm Veloso nicht allein, sondern in Begleitung einiger Matrosen den Wilden folgt. Uebrigens ergiebt sich aus diesem und ähnlichen noch folgenden Auftritten, daß die Hottentotten ursprünglich ein kriegerisches, muthiges Volk gewesen.

Obgleich die Schiffe sich nun noch mehrere Tage in der Helena-Bay verweilten, so ließ sich doch keiner der Eingebohrnen weiter sehen, und da Gama erreichte seinen Wunsch nicht, von ihnen etwas über die Natur des Landes und die Entfernung des Vorgebirges der guten Hofnung zu erfahren. Sein Steuermann Pero da Lanquer, der mit Bartholomeu Diaz einer der ersten Entdecker des Caps gewesen war, wußte diese Entfernung auch nicht anzugeben, weil er, (wie Castanheda erzählt) auf der Hinreise damals zu weit vom Lande entfernt gewesen, und auf der Rückreise an dieser Gegend der Küste bey Nacht vorübergesegelt war. Ueberdieß war Diaz durch das stürmische Wetter, das er in der Nähe des Vorgebirges überstand, wohl verhindert worden, Beobachtungen anzustellen, nach welchen da Gama sich hätte richten und die Entfernung der Südspitze bestimmen können. Da Gama wollte sich hier mit frischem Wasser versehen, fand aber in der St. Helena-Bay keinen Fluß. Er schickte daher das Schiff Berrio unter Capitain Nicolao Coelho ab, um einen Fluß zu suchen. Dieser segelte vier portugiesische Meilen längs der Küste (wahrscheinlich nördlich), und fand dort einen Fluß, den er Rio San Jago nannte. *)

Am 17ten November 1497 lichtete Vasco da Gama die Anker, und verließ die Bay St. Helena nach einem 13tägigen

---

*) Sehr wunderbar. Heutiges Tages ergießt sich der große Berg-Rivier in die Helena-Bay, und weder südlich noch nördlich ist irgend ein anderer Fluß in der Entfernung von 10 bis 15 geographischen Meilen an der Küste zu finden. Nun muß man entweder annehmen, da Gama's Helena-Bay sey nicht dieselbe, die noch jetzt so genannt wird, sondern die heutige Saldanha-Bay, welche beyde aber mehr als 4 portugiesische Legoas von einander entfernt liegen; oder der große Bergfluß habe damals seinen Ausfluß nicht in der Helena-Bay,

Aufenthalte. Schon am 20sten kam er an das große Vorgebirge der guten Hofnung, und umsegelte es bey schönem Wetter unter dem festlichen Schall von Trompeten und Pauken. Alles Schiffsvolk war darüber hocherfreut, denn sie hatten nach der damaligen Vorstellung von dem Cabo tormentoso, sich auf viele Gefahren und Mühseligkeiten bey seiner Umsegelung gefaßt gemacht.

Am Tage der heiligen Catharina erreichten sie eine Bay, welche jetzt (zu Barros Zeit) Aguada de Sam Bras, die Blasiusbay genannt wird, und 60 Legoas von dem Vorgebirge entfernt liegt.*) Sie fanden dort Neger mit gekräuseltem Haar, ganz wie die vorigen, welche ohne Furcht zu den Böten herankamen, um etwas zu erhalten, was man ihnen auf den Strand warf. Sie fingen auch sogleich an, sich durch Zeichen den Unsrigen verständlich zu machen, so daß man bald einen Tauschhandel zu Stande brachte, und Schafe von ihnen erhielt, für allerhand Kleinigkeiten, welche ihnen dagegen gegeben wurden. Wie groß indessen die Heerden von Kühen waren, die sie bey sich führten, so konnte man doch von ihnen kein

---

sondern weiter nach Norden an der Küste genommen. Dieses letzte ist nicht unmöglich, indem das Ufer sich von der Helena-Bay nach Norden sehr flach in unfruchtbaren Sanddünen hin erstreckt, und indem noch die jetzige Mündung des Bergflusses von einer Sandbank geschlossen ist, die nur zur Fluthzeit mit Wasser bedeckt wird. Uebrigens stößt die See, wegen des niedrigen Bettes, hoch in den Fluß hinein, und nur bey niedriger Ebbe und nach anhaltendem Regen mögen die Schiffer an der Mündung trinkbares Wasser einnehmen können.

*) Also ohne Zweifel die heutige Mossel-Bay, deren südlichste, in die See vorragende Bergecke noch jetzt bey den Schiffern unter dem Namen Cap St. Blaise bekannt ist.

einziges Stück davon bekommen.*) Es schien, als ob sie ihr Rindvieh sehr gut hielten, denn einige ungehörnte Ochsen, welche die unsrigen sahen, waren ungemein fett und glatt; die Weiber kamen auf diesen geritten, mit Satteln von geflochtenen Binsen. Und in den drey Tagen, welche Vasco da Gama sich dort aufhielt, hatten die Unsrigen viel Freude an ihnen, weil es ein fröhliches Volk war, das den Tanz und die Musik liebte. Einige von ihnen spielten auf einer Art von Hirtenflöten, die ganz artig klangen.

Von diesem Ort verlegte da Gama die Flotte in einen andern nahe gelegenen Hafen,**) weil zwischen den Negern und den Unsrigen einiges Mißtrauen über den Eintausch des Rindviehes zu entstehen anfing. Die Wilden folgten aber den Schiffen längs dem Strande, bis an den Ort, wo sie ankerten, und kamen bald in so großer Anzahl heran, daß man feindselige Absichten errathen konnte. Da Gama ließ daher einige Kanonen gegen sie abschießen, um sie in Schrecken zu setzen, und ohne ihnen Schaden zuzufügen. Dann ankerte er noch zwey Legoas weiter, nahm dort alle Lebensmittel aus dem Proviantschiff, und ließ es verbrennen.

Castanheda erwähnt auch der kleinen Felseninsel, welche in der Mossel-Bay liegt, und erzählt, unsere Reisenden hätten dort viele Robben und Penguins angetroffen. Von den erstern zählten sie eines Tages 3000. Ein Maalzeichen mit dem Wappen von Portugal und dem heiligen Kreuz, welches

---

*) Dieselbe Vorliebe für das Zuchtvieh findet man noch jetzt bey den wilden Völkerstämmen des südlichen Afrika. Da sie nehmlich hauptsächlich von Milch leben, so geben sie sehr ungern von ihren Kühen im Tauschhandel hin.

**) Vielleicht die heutige Vischbaay oder Vleeschbaay, welche beyde sehr nahe bey der Mosselbaay liegen.

da Gama am Strande errichten ließ, ward vor seinen Augen von den Wilden wieder umgeworfen.

Am vierten Tage nach ihrer Abreise von hier, welches der Vorabend der heiligen Lucia war, entstand ein so heftiger Sturm, daß die Schiffe abermals vier Tage vor den leeren Masten laufen mußten. Und weil dieß der erste Sturm war, in welchem sich die Reisenden auf so unbekanntem Gewässer befanden, so geriethen sie so außer sich vor Furcht, daß keine Eintracht (Accordo) weiter unter ihnen war, als die im Gebet zu Gott. Sie bekümmerten sich mehr um die Buße ihrer Sünden, als um die Richtung der Segel, denn alle waren mit der Furcht vor dem Tode erfüllt. Aber Gottes Barmherzigkeit zog sie auch aus dieser großen Gefahr, und brachte sie an die Inseln, welche wir heutiges Tages (zu Barros Zeit) Ilhéos chanos (die flachen Inseln) nennen, fünf Legoas weiter, als Santa Cruz, wo Barth. Diaz sein letztes Maalzeichen setzte.*) In diesem Gewässer fanden sie die östlichen Ströme so heftig, daß sie in ihrem Wege bald vorwärts bald zurück kamen, und sich, wie Castanheda erzählt, einmal plötzlich wieder im Gesicht der Insel Santa Cruz befanden, als sie sich schon sechzig Legoas davon entfernt glaubten.

Am Tage der Geburt unsers Herrn kamen sie an der Küste vorüber, welche sie Terra do Natal nannten, und welche noch also heißt bis auf den heutigen Tag. Weiterhin fanden sie endlich auch einen Fluß, in welchen sie am Tage der heiligen

---

*) Diese Inseln sind ohne Zweifel die 12 Meilen östlich von Santa Cruz entlegenen Chouans-Inseln. Man findet ihrer bey den alten Schriftstellern nicht weiter erwähnt, auf einigen alten Charten aber werden sie wieder mit den Inseln in der Algoa-Bay selbst verwechselt, wie denn überhaupt die Verwirrung in den Namen der merkwürdigsten Punkte an der Südküste von Afrika beyspiellos ist.

drey Könige einliefen, daher er den Namen Rio dos Reys erhielt. Einige nennen ihn auch Rio do cobre, den Kupferfluß, weil die Reisenden hier Armringe von diesem Metall und von Elfenbein von den Negern des Landes eintauschten. Auch brachten diese Wilden ihnen Lebensmittel, und hielten überhaupt mit den Unsrigen so gute Gemeinschaft, daß Vasco da Gama sie mit Geschenken überhäufte. Einer der Seeleute, Namens Martin Alfonso, ging mit Erlaubniß des Befehlshabers sogar nach ihrem Dorfe, und ward dort viel gastfreundlicher aufgenommen, als Fernam Veloso bey jenen, in der Bay Santa Helena. Der Herr dieses Dorfes empfing ihn nicht nur mit großer Festlichkeit, sondern, als er von dort nach den Schiffen zurückkehren wollte, ließ er ihn, um ihn zu ehren, von mehr als zwey hundert seiner Leute begleiten. In der Folge kam derselbe Herr in starker Begleitung an die Küste, um die Schiffe zu sehen. Ihre Bekleidung, die aus Thierfellen bestand, schien den Portugiesen ein Beweis, daß in diesem Lande ein kaltes Klima herrsche, und daß die Bewohner mit gebildetern Völkern in Gemeinschaft stehen müßten. Wegen des guten Verständnisses, in welchem die Unsrigen während ihres fünftägigen Aufenthalts mit diesen Wilden lebten, nannte Vasco da Gama diese Bay: Aguada da boa paz, die Friedens-Bay.

Noch ausführlicher erzählt uns Castanheda von diesem Aufenthalt. Er erwähnt des heiligen drey Königsflusses nicht, sondern berichtet, daß die Portugiesen am 11ten Januar 1498 in den Kupferfluß eingelaufen, daher man billig annehmen mag, daß beyde Flüsse unterschieden sind, und daß Barros sich irrt, wenn er beyde Namen einem und demselben Flusse beylegt. Die Neger, die sie hier trafen, waren von großem, starken Körperbau und viel zahlreicher, als die bisher gesehenen.

Ihre Waffen waren Hassagayen mit eisernen Spitzen, an Armen und Schenkeln trugen sie viele kupferne Ringe, und Platten von eben diesem Metall in den Haaren. Der Ueberfluß daran gab (auch nach Castanheda) Veranlassung, diesen Fluß den Kupferfluß zu nennen. Der Weiber waren ungleich mehr, als der Männer, und unter sechzig Personen waren nie weniger, als vierzig Weiber. Sie hatten großen Ueberfluß an Salz, so daß die Portugiesen vermutheten, sie wüßten es aus dem Seewasser zu bereiten. (Man erinnere sich aber der großen Salzseen oder sogenannten Zoutpannen in diesem Theil des Landes). Sie trugen auch Messer von Zinn (?) mit elfenbeinernen Scheiden. — Diese Nation zeigte sich nicht allein viel verständiger, als die zuerst entdeckten, sondern auch weit friedsamer und ohne Argwohn. Man ward mit ihnen bald so vertraut, daß einige Portugiesen es wagten, sie nach ihrem gemeinschaftlichen Wohnort zu begleiten, wo sie von dem Oberhaupte sehr freundlich empfangen wurden. Die Häuser, in denen sie wohnten, waren von geflochtenem Stroh, und die Bevölkerung war an dem besuchten Orte sehr groß. An europäischen Kleidungsstücken hatten sie großes Gefallen, und als ihr König ein, von den Portugiesen geschenktes, scharlachrothes Wamms nebst ein Paar Strümpfen und einer Mütze von derselben Farbe angelegt hatte, klatschten seine Unterthanen vor Freude in die Hände. Bewirthet wurden die Fremdlinge mit Hühnern (wahrscheinlich Perlhühnern) und Hirse. Ganz freywillig halfen sie den Portugiesen, aus einem etwas entlegenen Orte des Flusses Wasser an die Schiffe bringen, und verdienten auf solche Weise ihrem Lande den Namen Terra da boa gente.

Aus allen diesen Angaben erhellet nun zur Genüge, daß die Portugiesen hier es nicht mehr mit Hottentotten, sondern schon

mit einem Kafferstamme zu thun hatten. Es bedarf nur einer flüchtigen Vergleichung der neuesten Beschreibungen dieses Volks, um einzusehn, das die Hauptzüge in dem Charakter der Kaffern bis auf unsere Zeiten dieselben geblieben sind. Was sie noch jetzt von den Hottentotten so auszeichnend unterscheidet, ihre körperliche Größe und Kraft, bey natürlicher Gutartigkeit, monarchische Regierungsform, Mehrzahl der Weiber und Polygamie, das Beysammenwohnen einer großen Volksmenge an einem Ort, sorgfältigere Bereitung ihrer Wohnungen und Kleider, vegetabilische Nahrung u. s. w. — von dem Allen finden sich schon in diesem ältesten Berichte, den wir über sie haben, die deutlichsten Spuren. Noch interessanter muß es für einen jeden seyn, dem die Kunde von diesem merkwürdigen Volke am Herzen liegt, aus eben diesem Bericht zu erfahren, daß sie Metalle kannten und gebrauchten, ehe noch Europäer bey ihnen gewesen waren, woran man immer zu zweifeln geneigt gewesen ist. Allerdings hat ihr Land Ueberfluß an Eisen und Kupfer, und tiefer landeinwärts wohnen Kafferstämme, die beyde Metalle sehr gut zu gewinnen und zu verarbeiten wissen. Nur ist es ein Irrthum, wenn Castanheda von Zinn spricht; wahrscheinlich ließen sich die Portugiesen durch die größere Weiße und Biegsamkeit des kafferschen Eisens verleiten, es für Zinn zu halten, an welchem Metall es dem südlichen Afrika ganz fehlt. —

Die weitern Begebenheiten von da Gama's Reise gehören nicht hieher. Er kehrte nach 14 Monaten in diese Gegend zurück, und hielt sich nur kurze Zeit in der Blasius-Bay auf, um Wasser einzunehmen und eine feyerliche Messe lesen zu lassen. Seine Leute litten viel an Krankheiten, und hatten Mangel an Lebensmitteln. Es wurden daher auf der Insel in dieser Bay eine große Menge Robben erschlagen, deren Fleisch

dem Seevolk eine große Stärkung und Erquickung gab. Zugleich wirkte das bessere Klima so vortheilhaft, daß, als Vasco am 20sten März 1499 das Vorgebirge wieder umsegelte, alle seine Leute schon wieder Dienst thun konnten. Am 29sten August desselben Jahres kam die Flotte nach Lissabon wieder zurück.

König Manuel ließ da Gama's Entdeckung nicht lange unbenutzt. Schon im März des folgenden Jahres segelte eine Flotte von 10 Schiffen und zwey Caravelen mit einer Mannschaft von 1500 Köpfen unter Befehl von Pedro Alvarez Cabral aus dem Tejo, um die Entdeckungen zu verfolgen und Faktoreyen in Indien zu errichten. Diese entdeckte auf ihrer schnellen Reise schon im April die brasilische Küste, und kam gegen das Ende des folgenden Monats in die Nähe des Vorgebirges der guten Hofnung. Hier erlebte die Flotte ein großes Unglück. Nachdem sich nehmlich schon seit dem 12ten May ein großer Comet in der Luft gezeigt hatte, der zum großen Schrecken der Seeleute acht Tage lang unbeweglich (?) an demselben Orte stehn blieb, und mit seinem Schweife, Unglück bedeutend, nach dem Vorgebirge der guten Hofnung hinwieß, so erhob sich, als er verschwand, das Meer in großen Wellen, wie wenn es von weit her aufgeregt heran ströme. Und am 23sten May zeigte sich im Norden eine ungeheure schwarze Wolkensäule, von der Art, die die Guineafahrer Bulcam (einen Vulcan) nennen. (Wahrscheinlich ist damit eine Windsbraut gemeint.) Damit legte sich plötzlich der Wind, es ward todtenstille, als athme jene schwarze Wolke jetzt ganz den Wind in sich ein, um ihn nachher mit desto wüthenderem Blasen wieder auszuhauchen. Die Schiffer, noch unbekannt mit dieser Erscheinung, versäumten es, die schlaff herabhängenden Segel zu bergen. Da stürmte urplötzlich der fürchterlichste Orcan über sie herein, in die

los-offenen Segel, schleuderte mit voller Gewalt die Schiffe aus einander und gegen einander, in die aufgethürmten Wogen hinein, und vier von den Schiffen sanken augenblicklich mit ihrer sämmtlichen Mannschaft. Barros nennt uns die Namen ihrer Befehlshaber; unter ihnen auch den wackern Bartholomeu Diaz. So verschlang dieses Meer unter den ersten Opfern auch seinen Entdecker. — Zwanzig Tage wüthete dieser Sturm, und trieb die übrig gebliebenen Schiffe weit aus einander, so daß an die nähere Untersuchung der Südküste Afrika's nicht mehr zu denken war, und erst bey Sofala die Flotte sich wieder sammelte. Auf der Rückkehr, im May 1501, verhinderte sie ein ähnlicher Sturm, sich der Südküste zu nähern, und Cabral kehrte nach Europa zurück, ohne das Hofnungskap besucht zu haben.

Nur ein einziges von seinen Schiffen, unter Befehl eines gewissen Pedro da Taide, welches früher von ihm getrennt worden war, lief in die Blasius-Bay ein, und hinterließ daselbst eine Nachricht über den Zustand der portugiesischen Angelegenheiten in Indien für die Schiffe, die auf ihrer Ausreise etwa hier anlegen möchten. Schon im Sommer desselben Jahres ward sie von Joam da Nova, Befehlshaber einer neuausgesandten Flotte gefunden, und war für diesen von der größten Wichtigkeit. Von dieser Zeit bis zur Colonisation des Caps blieb es Schiffergebrauch unter Portugiesen, Holländern und Engländern, bey jedesmaligem Anlegen am Cap, Briefe und Nachrichten für folgende Schiffe an gewissen bezeichneten Stellen, unter großen Steinen verwahrt, zu hinterlassen. Pedro da Taide, der erste Erfinder dieser Art des Briefwechsels, legte sein Schreiben in einen alten Schuh, und nagelte diesen an einen Baum, so daß er den Landenden gleich in die Augen fallen mußte.

Im Jahre 1502 ging Vasco da Gama unter dem Titel, Admiral der ostindischen Meere, aufs Neue dahin ab, und im Jahre darauf folgte ihm eine große Flotte in drey Abtheilungen, deren erste Affonso d'Alboquerque, die zweite Francisco d'Alboquerque, und die dritte Antonio de Saldanha befehligte. Aber je wichtiger die Angelegenheiten der Portugiesen in Indien werden, desto ausschließlicher beschäftigten sich ihre Geschichtschreiber mit diesen allein, und desto magerer werden ihre Berichte über die Entdeckungen und Begebenheiten an der afrikanischen Südküste. Nur von wenigen Schiffen wird hinfort angezeigt, daß sie daselbst gelandet, von den übrigen aber nur ihre Abreise aus Portugal und ihre Ankunft in Mozambique oder in den asiatischen Häfen erwähnt. Eine jener Ausnahmen macht die Reise des Antonio de Saldanha. Dieser (so erzählt Barros) war in der Mitte des Jahres 1503 von Portugal ausgesegelt und unterweges von den Schiffen, die unter seinem Befehl standen, getrennt. Glücklicherweise bekam er auf der Insel St. Thomas einen Piloten, der ihn nach dem Vorgebirge der guten Hofnung brachte, denn er selbst war des Weges dahin nicht kundig. Hier landete er nun, um Wasser einzunehmen, an einem Ort, der seitdem Aguada de Saldanha genannt wird, ein Name, der sehr berühmt geworden ist unter uns, nicht sowohl wegen dessen, was er und einige andere Hauptleute dort gethan haben, als wegen der vielen Edlen, die von den Händen der Wilden dort ums Leben gebracht sind, (wie man an seinem Orte sehen wird.*) Schon bey Saldanha's Ankunft zeigte sich dieses Volk als ein sehr

*) Barros meynt hier das weiter unten beschriebene Gefecht zwischen den Hottentotten und Portugiesen, in welchem der Vicekönig Almeyda und mehrere angesehene Officiere blieben.

verrätherisches, treuloses; denn als er von ihnen eine Kuh und zwey Schafe eingehandelt hatte, nach der gewöhnlichen Weise des Tausches gegen portugiesische Waaren, und nun zum zweytenmale ans Land kam, um das Vieh abzuholen, hatten sie ihm wegen der einen Kuh einen Hinterhalt gelegt von mehr als zweyhundert Menschen, welche die Landenden überfielen. Saldanha selbst lief große Gefahr für seine Person, indem er einem seiner Leute zu Hülfe kommen wollte, jedoch entkam er noch mit einer Wunde in den Arm. Ehe aber dieser Streit mit den Wilden ausbrach, und ehe Saldanha noch erfuhr, daß dieses Land überhaupt bewohnt sey, stieg er, um zu sehen, in welcher Gegend er sey, und um nach den zurück gebliebenen Schiffen auszuschauen, auf einen hohen, aber völlig platten und ebenen Berg, den wir (Barros) jetzt die Tafel des Vorgebirges der guten Hofnung nennen. Von hier aus erblickte er die Spitze des Caps und im Osten das Meer, und eine große, von Süden her tief in das Land hinein gehende Bucht (die Fals-Bay). An der andern Seite derselben, zwischen zwey Reihen hoher Felsen, die wir jetzt os picos fragosos*) nennen, ergoß sich ein großer Fluß, der seinen Lauf von weit her zu nehmen schien, denn er war mächtig an Wasser. Aus diesen Zeichen ersah er nun, daß dieß wirklich das Vorgebirge

*) Unter diesem Namen kommen noch jetzt die Gebirge von Hottentottisch-Holland auf den Schifferch arten vor. Was den großen Fluß betrift, so mochte sich Saldanha's Auge in der weiten Entfernung wohl etwas trügen; denn aus jenen Gebirgen ergießen sich nur die beyden kleinen Flüsse Eerste-Rivier und Laurens-Rivier in die Fals-Bay. Da Saldanha aber im April aus Portugal gesegelt war, und also gegen das Ende der Regenzeit hier ankam, so ist es wohl möglich, daß er sie eben sehr angeschwollen fand, und daher einen von ihnen aus der Ferne für einen großen Fluß hielt.

der guten Hofnung sey, und mit dem ersten dienenden Winde umsegelte er es, und setzte seine Reise mit größerm Vertrauen weiter fort.

Eines ausführlichern Beweises bedarf es gewiß nicht, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die ursprüngliche Aguada de Saldanha keine andere, als die heutige Tafel-Bay gewesen sey. Beynahe hundert Jahre lang behielt sie diesen Namen, den die Engländer, als sie nach Ostindien zu handeln und die afrikanische Küste zu besuchen anfingen, in Soldania (gleichsam die Sultans-Bay) zu verstümmeln gewohnt waren. Im Jahre 1601 belegte der holländische Admiral Joris (Georg) Spilbergen die Tafel-Bay mit ihrem heutigen Namen, und schob ihren bisherigen der nördlicher gelegenen Bucht zu, welche noch jetzt Saldanha-Bay genannt wird. Indessen hat diese Vertauschung zu manchen Irrthümern und namentlich zu der irrigen Behauptung Veranlassung gegeben, die Engländer und Holländer hätten auf ihren ersten ostindischen Reisen immer die (heutige, wasserarme) Saldanha-Bay, nicht aber die Tafel-Bay besucht. *)

Von eben diesem Jahre (1503) theilt Ramusio **) noch eine Nachricht aus dem Munde eines Florentiners Giovanni da Empoli mit. Dieser befand sich auf einem portugiesischen Schiffe, das in die Blasius-Bay einlief. Hier hatten die Portugiesen damals schon ein kleines Gebäude errichtet, welches wahrscheinlich den Seeleuten zum Obdach und Bethause diente. Empoli nennt es Eremitorio. An diesem Ort, erzählt er

*) Man sehe Purchas his Pilgrims an mehreren Stellen. Daher auch Perceivals Irrthum S. 15 der deutschen Uebersetzung; und so viele Widersprüche in der Historie aller Reisen, im Dapper (S. 635) und fast bey allen ältern Sammlern.

**) Delle Navigazioni e Viaggi primo volume, fol. 145.

weiter, ist Ueberfluß an süßem Wasser, doch muß man künstlich Gruben anlegen, um es zu erhalten. Das Land bringt keine Art von Lebensmitteln hervor, ausgenommen viel Rindvieh zum Schlachten. Eine Kuh kostet hier ein metallenes Glöckchen, denn Gold und Silber kennen sie nicht. Die Menschen sind fast ohne Haupthaar, sehr dumm, haben kleine funkelnde Augen, und gehen mit Thierfellen bekleidet. Ihre Schamtheile bedecken sie ebenfalls mit Stücken von einem Thierfell. Eben solche Kleider tragen auch die Weiber, nur hängen sie bey ihnen von den Hüften nach hinten und vorn weiter herab, und daran ist noch der Schwanz von irgend einem Thiere befestigt. Die Brüste dieser Weiber sind sehr schlaff und lang, und über alle Vorstellung häßlich. Die Männer tragen eine Art von Lanzen, zuweilen mit einer Spitze von Eisen, welches Metall sich hin und wieder findet. Gesetze haben sie gar nicht, und essen, so viel wir gesehen haben, das Fleisch roh. Sie sprechen tief aus der Kehle mit Zischen und Schnalzen, und nie haben wir einen von ihnen mit Leichtigkeit ein Wort vorbringen hören. „In conclusione sono huomini bestiali,“ so endigt Empoli seine Beschreibung. Zum Glück für die armen Hottentotten hat man jetzt doch besser über sie urtheilen gelernt. —

Nachdem nun bey den portugiesischen Schriftstellern der afrikanischen Küste lange nicht mehr erwähnt ist, sieht man endlich im Jahre 1510 den Vicekönig Francisco d'Almeyda, welcher fünf Jahre lang die Angelegenheiten der Portugiesen in Indien geleitet hatte, auf seiner Rückkehr nach Europa, mit einer ansehnlichen Flotte in der Aguada de Saldanha ankommen, um Wasser einzunehmen, und wo möglich von den Wilden einiges Schlachtvieh einzuhandeln.*) Ungern und nur

*) Barros Decad. II. Livr. III. Cap. 10.

gezwungen durch des Königs Befehl hatte Almeyda Indien, den Schauplatz seiner Heldenthaten, verlassen. Er hatte sich dort große Verdienste um sein Vaterland erworben, die Macht der Mauren, der Nebenbuhler im Gewürzhandel, bedeutend geschwächt und sein eigner Sohn, der tapfere Lourenzo war nach herrlichen Thaten in einer Seeschlacht gegen Emir Hussein gefallen. Dennoch glückte es den Ränken seiner Gegner, besonders des schlauen Affonso d'Alboquerque, ihn von seinem Posten zu verdrängen, und die Ankunft des Marschalls Coutinho in Conanor machte seiner Gewalt ein Ende. Indessen scheint es doch, als habe er durch seine Härte einigermaßen diese Entsetzung verdient, denn er ließ zahlreiche Feinde in Indien zurück, und die Eingebohrnen freuten sich seiner Entfernung. Unter ihnen lief das Gerücht von einer Prophezeihung indischer Zauberinnen, der Vicekönig werde die Südspitze Afrikas nicht umsegeln. Als er daher jenseits des Vorgebirges gekommen war und die Aguada de Saldanha erreicht hatte, pries er mit fröhlichem Herzen Gott, daß er die heidnischen Hexen zu Schanden mache.

Damit sich seine Leute von den Beschwerden der langen Seereise etwas erholen möchten, gab er Erlaubniß, daß jedesmal, wenn Böte ans Land gingen, um Wasser zu holen, einige der übrigen Mannschaft sie begleiteten, um Tauschhandel mit den Negern zu treiben, welche sogleich an die Küste gekommen waren, so bald sie die Schiffe geankert gesehen hatten. Sie wurden auch bald mit den Unsrigen vertraut, und gaben ihnen Rindvieh im Tausch für Stückchen Eisen und Tücher, welche Waaren sie sehr liebten. Einige der Seeleute gingen aber über die Erlaubniß hinaus, und begleiteten die Wilden nach ihren Wohnungen, die eine Legoa von der Küste entfernt waren. Bey diesen Besuchen verloren einige ihre Dolche,

welche die Wilden behielten, und ihnen obendrein noch abnahmen, was ihnen von den Sachen, die sie bey sich hatten, eben gefiel. Um sich wegen dieser Gewaltthat zu rächen, lockte ein gewisser Gonçalo, ein Diener des Vicekönigs, zwey der Negern hinterlistigerweise nach dem Strande, die aber seine boshafte Absicht merkten und ihm nicht folgen wollten. Als er sie nun etwas kräftig dazu zwingen wollte, warfen sie die Sachen, die sie zu tragen hatten, ab, fielen über ihn her, und richteten ihn so übel zu, daß er mit blutigem Gesicht und eingeschlagenen Zähnen zu seinem Herrn zurückkam. Grade zu derselben Zeit waren einige Edelleute bey dem Vicekönig, deren Diener ähnliche Erfahrungen gemacht hatten, und die so unwillig auf die Neger wurden, daß sie den Vicekönig zu dem Entschluß bewegten, nach dem Wohnort der Wilden zu gehn und sie zu züchtigen. Er willigte aber in dies Begehren mehr, um sich den Edelleuten gefällig zu zeigen, als aus eigenem Unwillen gegen die Neger, zumal da mehrere der Hauptleute, da Brito, da Mello und Coelho, sich bestimmt gegen diese Unternehmung erklärten. *)

Demohngeachtet ward sie frühmorgens am 1sten März 1510 zur Ausführung gebracht. Da das Dorf der Wilden etwas seitwärts von den Schiffen lag, so ließ Almeyda, um seinen Leuten die Hälfte des Weges zu Fuß zu ersparen, nicht nach dem Wasserplatz, sondern nach einer Gegend des Strandes

*) Castanheda, der den Vicekönig überhaupt nicht in ganz so günstigem Lichte darstellt, erzählt grade im Gegentheil, er selbst habe vor Allen darauf bestanden, man dürfe den Wilden solche Gewaltthätigkeiten schon deshalb nicht ungestraft hingehen lassen, weil dieser Ort als Erfrischungsplatz zu wichtig sey, und man ihrer unverweigerlichen Lieferungen an Rindvieh nicht entbehren könne. Er finde es daher rathsam, ihnen ein für allemal Ehrfurcht einzuflößen und sie zu züchtigen, Hist. dell' Indie orient. Libr. II. Cap. 123,

rudern, von wo aus sie das Dorf um so viel näher hatten.*) Seine Mannschaft bestand aber aus 150 seiner besten Leute, dem Kern der ganzen Flotte. Als er ans Land stieg, befahl er dem Oberbootsmann seines Schiffes, mit den Böten da zu bleiben, und nicht von der Stelle zu gehn. Es schien, als ob er ahne, wie nöthig er sie zu seinem Rückzuge haben würde, und die Besorgnisse, die er bey diesem Gang blicken ließ, deuteten auf seine letzte Stunde. Denn von dem Augenblick, wo er den Edelleuten in ihrem Begehren willfahrte, zeigten alle seine Reden und Handlungen, daß er seinen Tod vor Augen habe. So sprach er, als er vom Schiffe in das Boot stieg, von seinen sechzig Jahren, und gab zu erkennen, daß er den Weg mit Widerwillen antrete. Nachher als er ans Land stieg, bekam er etwas Sand in die Schuhe, und ließ sie sich von seinem Leibknecht ausziehen, der sie darauf an einander schlug, um den Sand auszuschütten. Es war aber damals in Portugal eine der übelsten Vorbedeutungen, wenn man bey dem Anfang eines Unternehmens ein Paar Schuhe an einander schlagen hörte, von welchem Aberglauben Barros die Veranlassung und einige unterhaltende Beyspiele weitläufig anführt. „Würde wohl mancher Andere, sagte Almeyda zu seinem Die„ner, noch einen Schritt weiter gehen, wenn er dein Klappen „mit den Schuhen gehört hätte? Ich glaube aber mehr an „Gott, als an Vorbedeutungen, und werde meinen Weg „muthig verfolgen.“

**) Daraus ergiebt sich die Lage der genannten Punkte. Der Wasserplatz war ohne Zweifel neben dem Bette des vom Tafelberg herabfließenden Baches, also in der Gegend der Roggebay, oder nicht weit von der jetzigen Mouille. Der Hottentottenkraal lag am Liesbeeks-Rivier, vielleicht da, wo jetzt die Windmühlen stehen, und Almeyda landete mit seinen Leuten an dem sandigen Strande zwischen dem Paarden-Eyland und Creighs-Toorn.

Als man nun zu den Hütten der Wilden kam, fand man Anfangs wenig Widerstand. Die Bewohner entflohen, die Portugiesen trieben das Vieh davon, und krochen in die niedrigen, von Binsen geflochtenen Hütten, um die Kinder herauszuholen und mitzunehmen. Dabey ereignete sich schon ein Unglück, indem einer der Hauptleute, Namens Fernam Pereira, der in einer solchen Hütte steckte, von einem andern Portugiesen, der das Rascheln hörte und glaubte, es säße noch ein Neger darin, mit einem kräftigen Lanzenstoß von außen her durchbohrt wurde. Als die Nachricht davon zum Vicekönig kam, sagte er: der Tod dieses Pereira ist mir ein Zeichen, daß wir nicht weiter gehn müssen, und sogleich gab er eiligst Befehl, das Volk wieder zu sammeln und zurückzukehren. Das gemeine Schiffsvolk trieb die erbeuteten Ochsen vor sich her, und schleppte die Kinder mit, die in den Hütten gefunden waren. So war man schon ein gutes Stück Weges von dem Dorfe entfernt, als man an den Ort kam, wohin die Neger bey dem ersten Schrecken geflüchtet waren. Als sie aber ihre Kinder in den Händen der Portugiesen sahen, stürzten sie, etwa 80 an der Zahl, wüthend auf sie los, als hätten sie sich dem Tode geweihet, um ihre Söhne zu retten. Lourenzo da Brito aber, als er die Heftigkeit ihres Angriffs bemerkte, und die Ursache davon erfuhr, rief den Leuten, die die Kinder führten, hastig zu: „Laßt die Jungen los, denn es sind keine „Stiere, sondern Löwen, die sie zurück fordern.“ Obgleich nun die Unsrigen die Kinder entließen, und einige Armseligkeiten, die sie von dem Dorfe mitgenommen hatten, von sich warfen, so waren die Neger doch schon zu wüthend geworden, und drangen mit blindem Ungestüm mitten zwischen das Seevolk, indem sie dabey sich besonders bemühten, ihr Rindvieh wieder an sich zu locken. Dieses schien auch zu solcher Art von Gefechten

so gut abgerichtet, daß es den Wilden auf bloßes Zurufen und Hissen (Assoviar) folgte, wie sie es haben wollten, so daß sie sich bald mitten zwischen ihrer Heerde, wie von einer Schutzwehr umgeben, befanden. Von dort aus warfen sie nun mit einer solchen Gewalt ihre hölzernen Lanzen und Steine (deren jeder eine Menge in einem Sack bey sich trug) auf die Unsrigen, daß sogleich einige verwundet niederfielen und von den Ochsen zertreten wurden. Da man aber keine Vertheidigungswaffen mitgenommen, sondern sich nur zum Angriff mit Piken und Schwertern gerüstet hatte, so war es bey dieser Art des Gefechtes nicht möglich, den Negern viel Schaden zuzufügen, dahingegen diese zwischen ihrem Rindvieh heraus, fast mit jedem Wurf einen Mann trafen.

In beständigem Zurückziehen kamen nun die Portugiesen schon sehr erschöpft an den Ort, wo Almeyda den Böten zu warten befohlen hatte. Unglücklicherweise aber war inzwischen die Fluth eingetreten und die Brandung so stark geworden, daß die Böte sich nicht dort halten konnten, und nach dem Wasserplatz rudern mußten. Es blieb also nichts übrig, als daß man suchte, längs dem Strande auch dahin zu gelangen. Hier war aber der Sand so tief, daß die ohnehin schon ermüdeten Seeleute kaum aus der Stelle kommen konnten, dahingegen die Neger so leicht und behende darauf gingen, als wären sie Vögel gewesen, oder vielmehr Henkersknechte des Teufels, (algozes do demonio), der seine verderbliche Macht an dem edlen Geschlecht übte, das sich um den Vicekönig jetzt noch einmal sammelte und sich vor ihm in Reihen stellte. Aber auch dieser Versuch blieb vergeblich, indem immer mehrere der Portugiesen, von Lanzen getroffen und vor Ermattung nieder sanken, und die andern ihr Heil in der Flucht suchen mußten. Beständig blieben die Wilden mit ihrer Heerde, dem gedrängten Haufen der

Fliehenden zur Seite, und ließen nicht ab, ihnen mit Lanzen- und Steinwürfen hart zuzusetzen. Ohne weiteren Widerstand zu leisten, setzten diese ihren beschwerlichen Weg fort; die schwer Verwundeten, die in dem lockern Sande nicht fort kommen konnten, gingen in das Wasser, um festern Boden unter den Füßen zu haben, und färbten das Meer mit dem Blut, das von ihnen herabfloß. Die weniger Ermatteten flohen voraus, nur auf die eigene Rettung bedacht, und bald war der ganze Zug getrennt, und der Vicekönig nur von wenigen Treuen umgeben. Die Neger aber, um sie zur Gegenwehr zu reizen, traten nahe herzu, neckten die Portugiesen, und schnitten ihnen Gesichter. Diesen Hohn konnte einer der Hauptleute, Pedro Barreto, nicht länger ertragen; er fuhr auf einen der Uebermüthigen los, und durchbohrte ihn mit der Pike, fiel aber auch selbst, im nehmlichem Augenblicke von vielen Steinen und Wurfspießen getroffen, todt zu Boden. Da Brito, Coelho, Coutinho und sechs andere Hauptleute waren schon vor ihm gefallen. Da begannen die Portugiesen gar kleinmüthig zu werden, und jeder sah seinen Tod unabwendbar vor Augen. Jorge da Mello, des Vicekönigs Freund und Unterbefehlshaber, den seine unzeitige Milde gegen Affonso d'Alboquerque und andere Feinde in Indien immer verdrossen hatte, trat in diesem Augenblick zu ihm und sagte: „Möchten doch die jetzt um Dich seyn, denen Du vormals „unverdient Ehre und Gutes erwiesen hast, denn jetzt wäre es „Zeit, solche Wohlthaten zu vergelten.“ Almeyda aber antwortete: „Die mir etwas schuldig sind und mich gekränkt „haben, sind weit hinter mir. Es ist jetzt nicht Zeit, zu „solchen Erinnerungen; dessen nur erinnere Dich, was Dir „als Edelmann zu thun zukommt, und versprich mir, die „Fahne des Königs unsers Herrn nicht zu verlassen und sie zu

„retten, daß sie nicht von diesen Wilden gemißhandelt werde, „da ich selbst mein Leben und meine Sünden hier endige nach „Gottes Willen.“ Er war aber schon von vielen Lanzen- und Steinwürfen getroffen, und vor Ermattung kaum noch im Stande, sich aufrecht zu halten. Da Mello aber und andere, unterstützten ihn, und beynahe hatten sie nun den Wasserplatz erreicht, als ein Wurfspieß, aus dem Haufen der Wilden geworfen, ihm den Hals von einer Seite zur andern durchbohrte.*) Er machte noch eine Bewegung mit der Hand, als wollte er die Lanze herausziehen; in dem Augenblick aber verließen ihn seine Kräfte, er hob beyde Hände noch einmal betend zum Himmel, und fiel todt zur Erde. Als dieß Diogo Pirez, da Brito's Pflegevater erfuhr, der schwer verwundet hinterher geführt ward, rief er aus: „Das wolle Gott nicht, „daß ich das Leben bewahre, und den Sohn und den Feldherrn „zurücklasse, um das Vaterland wieder zu erblicken.“ Mit diesen Worten ließ er sich aus den stützenden Armen seiner Knechte auf den Strand sinken; die Wilden aber verjagten seine Leute und zerschmetterten ihm, wie den übrigen Verwundeten, mit großen Felsenstücken den Kopf, und plünderten den Leichnam. Was sich nun noch retten konnte, eilte dem nahen Wasserplatz zu, und stürzte sich vor den nachdringenden Verfolgern in die See, um die Böte zu erreichen, die wegen des seichten Strandes etwas weit von dem Ufer lagen. Nicht einmal die Fahne hatte gerettet werden können. Sie fiel den Wilden nebst den Leichen von 65 tapfern Kriegern, unter welchen sich außer dem Vicekönig noch 11 Hauptleute befanden, in die Hände.

---

*) Dieser Wurfspieß war nach Castanheda nur ein, durch Brennen an der Spitze gehärteter Stab, wie die übrigen Lanzen. Die Kraft des Wurfes allein machte sie zu tödtlichen Waffen.

Das aber ist das bejammernswürdigste, daß kaum 160 dieser elenden Wilden, der einfältigsten und rohesten dieser ganzen Küste, einen Haufen von 150 unserer tüchtigsten Leute besiegten, ohne daß diesen die Größe ihres Muths, noch ihre Ueberlegenheit an Erfahrung und Klugheit, mit welchen sie so lange und so rühmlich die streitbarsten Völker des Orients für Gott und den König bekämpft hatten, zu Statten kommen konnte. Ein kleines Ende Weges in dem losen Sande und die Glut der Sonne war Schuld, daß diese bewährten Streiter, von hölzernen Stäben und Steinen, geworfen aus den Händen nicht eines Riesenvolks, nein, der elendesten, thierisch dummen Neger, ihren Tod finden mußten.

Jorge da Mello, nachdem er die Verwundeten auf die Schiffe gebracht und die Wilden sich nach ihren Wohnungen zurückgezogen hatten, ging wieder ans Land um die Todten zu begraben. Den Leichnam des Vicekönigs fand man entblößt von allen seinen Kleidern und verstümmelt da liegen. Der Anblick einer so verehrten und erlauchten Person, in so bejammernswürdigem Zustande, bewegte die Anwesenden auf das innigste, und Alle wünschten, lieber mit ihm gestorben zu seyn, als dieses gräßliche Schauspiel erlebt zu haben. Nachdem man ihm und den übrigen Todten die letzte Ehre erwiesen, kehrte Jorge da Mello mit den Seinen auf die Schiffe zurück, lichtete noch selbigen Tages die Anker, und brachte die unglückliche Botschaft, die das ganze Königreich in Trauer versetzte, nach Portugal.

Im Jahre 1512 besuchte Christovam da Brito, als er, um Wasser einzunehmen, in der Aguada de Saldanha landete, die Grabhügel der Gebliebenen, und ließ auf jedem derselben, statt des Grabmahls, einen Haufen Steine errichten, in dessen Mitte ein hölzernes Kreuz gesetzt wurde.

Es muß bey diesem oder einem andern gleichzeitigen Besuch gewesen seyn, daß die Portugiesen zur Rache, an den Hottentotten die schreckliche Grausamkeit verübten, von welcher spätere Schriftsteller erzählen. Sie sollen nehmlich diesen Wilden eine metallene Kanone verhandelt haben, die mit Kartätschen geladen war und abgefeuert wurde, als sich eben eine große Anzahl derselben an einem langen Strick davor gespannt hatte, um sie fortzuziehen. Es ist mir nicht geglückt, darüber irgend etwas bey meinen portugiesischen Gewährsleuten aufzufinden. Kolbe ist meines Wissens der erste, der diese Begebenheit erzählt, (S. 587 der ersten Ausgabe von 1719,) und von ihm ist sie nachher vielfältig abgeschrieben worden. Da er indessen seine Quelle nicht nennt, und in den übrigen, an eben dieser Stelle zu findenden Beyträgen zur Geschichte der Capcolonie, eben keine Beweise von Sorgfalt und Glaubwürdigkeit giebt, so wird der ganze Bericht dadurch allerdings etwas verdächtig, und es ist zu tadeln, daß man ihm diesen historischen Theil fast ein ganzes Jahrhundert so ehrlich hat nachschreiben können, ohne sich um ältere und authentischere Nachrichten zu bemühen. Indessen darf man doch fast vermuthen, daß der angeführten Thatsache irgend etwas Wahres zum Grunde liege, und wer darüber durch Zufall oder Nachforschung etwas auszumitteln veranlaßt würde, erwürbe sich ein kleines Verdienst um die noch so mangelhafte Geschichte der Entdeckung des südlichen Afrika.

Von dieser Zeit an verlieren die portugiesischen Geschichtschreiber die Südspitze Afrika's ganz aus den Augen, und vergebens durchsucht man die ehrwürdigen Folianten, ohne eine einzige Notiz über die weiteren Begebenheiten an dieser Küste zu finden. Selbst Faria y Sousa, dessen Nachrichten bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts reichen, läßt diese

Mühe ganz unbelohnt. Es ist aber nicht glaublich, daß die Schiffer schon damals die Reise nach Indien sollten in einem Zuge zurückgelegt haben, ohne in irgend einer Bay dieser Küste Wasser und Fleisch einzunehmen. Ihre Erfahrungen aber mögen wohl zu unbedeutend gewesen seyn, als daß jene Schriftsteller es der Mühe werth gehalten hätten, sie der Welt mitzutheilen.

Eine einzige Nachricht, welche diese Vermuthung bestätigt, findet sich in dem Tagebuche eines gewissen Odoardo Barbosa, der im Jahre 1519 den ersten Weltumsegler Magellan auf seiner Reise begleitete. „Nachdem wir, erzählt dieser,*) um das Vorgebirge der guten Hofnung gesegelt waren und nun östlich steuerten, kamen wir an das Cap San Sebastiano,**) und fanden ein Land, reich an Bergen, mit schönen Feldern und Thälern, in welchen viele Kühe, Ochsen und auch einige wilde Thierarten weideten. Das Land ist bewohnt von schwarzen Menschen, die nackend gehen; sie tragen nur rohe Felle von Hirschen, (er meynt Antilopen,) und andern wilden Thieren, so wie eine Kopfbedeckung nach französischer Art. (una cappa alla francese.) Von diesem Volk haben die Portugiesen bis auf diese Stunde noch keine nähere Kenntniß bekommen können, noch sind sie von dem unterrichtet, was sich im Innern des Landes befindet. Seine Bewohner treiben keine Schiffahrt, noch kommt ihnen sonst das Meer auf irgend eine Weise zu statten; denn weder die Mohren von Arabien und Persien, noch die Völker Indiens, haben je diese Küste beschifft und entdeckt, wegen der heftigen Ströme des Meeres, die hier besonders gefahrbringend sind."

*) Beym Ramusio Vol. I. fol. 288.

**) Das erste Vorgebirge jenseits des Cap Agulhas. Die kleine Bucht daneben heißt noch heutiges Tages die Sebastiansbay.

Eben dieser Grund mag denn auch wohl die portugiesischen Schiffer veranlaßt haben, die südafrikanische Küste zu meiden, und sich andere Erfrischungsplätze, (z. B. die cap-verdischen Inseln und Mosambique) zn suchen. Erst gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts findet man in den Berichten englischer und holländischer Seefahrer des Caps wieder erwähnt. Was diese über die Natur des Landes und seiner Bewohner erkundeten, mag, wenn es der Mittheilung werth gehalten wird, zu einer andern Zeit hier, oder an einem andern Ort, seine Stelle finden; denn nicht füglich können diese Erfahrungen noch eigentlich zur Geschichte der Entdeckung des südlichen Afrika gerechnet werden.

Heinrich Lichtenstein.

Ueber die politische und mercantilische Wichtigkeit der Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg.

In einer Zeit, wo große Staatsumwälzungen und Regierungsveränderungen die Gestalt beynahe aller, auch der mächtigsten europäischen Reiche verwandelt haben, wo das Arrondirungs- und Consolidirungssystem immer mehr um sich zu greifen scheint, in einer solchen Zeit ist es eine desto erfreulichere Erscheinung, wenn man sieht, wie sich dennoch drey kleine Republiken, die Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg, trotz der von allen Seiten einbrechenden Stürme, glücklich in dem Besitze ihrer Unabhängigkeit und ihrer eigenthümlichen Verfassung zu erhalten wußten. Zugleich aber muß es auffallen, wie gerade diese Städte zu behaupten vermochten, was so viele andere ungleich bedeutendere Staaten in der Nähe und Ferne vergeblich zu erhalten strebten. Nicht ihre Macht war es, welche ihre Unabhängigkeit rettete, denn Macht besaßen sie nicht; nicht ihre politischen Verbindungen, denn auch deren besaßen sie wenig, nur Handelsverbindungen wurden von

ihnen unterhalten; es war einzig und allein das wohlverstandene Interesse aller Staaten, vereint mit einem edlen, würdevollen Betragen, wodurch auch der Schwache sich am sichersten die Achtung des Mächtigen zu verschaffen im Stande ist, welches den Hansestädten Lübeck, Bremen und Hamburg das unschätzbare Kleinod ihrer unabhängigen politischen Existenz erhielt.

Was die Hansestädte sind und bisher waren, sowohl für sich allein betrachtet, als in Beziehung auf andere Staaten, und daß sie das, was sie in dieser letztern Rücksicht leisteten, vorzüglich ihrer politischen Unabhängigkeit, ihrer eigenthümlichen, glücklichen Verfassung verdanken, dieß zu zeigen, ist der Zweck dieser Blätter. Es würde jedoch hier zu weit führen, wenn der Verf. bey diesen Untersuchungen umständlicher ins Detail eingehen wollte. — Abgesehen davon, daß dieß nur immer einen verhältnißmäßig kleinen Theil der Leser interessiren würde, getraut er es sich als Nicht-Hanseate nicht zu, darüber etwas mehr, als das schon anderweitig allgemein bekannte beybringen zu können. Nur die allgemeinen Gesichtspunkte sollten hier gezeigt, nur im Allgemeinen die Gründe angegeben werden, auf welchen die hohe Wichtigkeit der Hansestädte in ihrer gegenwärtigen unabhängigen Lage beruht.

Die Verfassung der Hansestädte ist republikanisch, eine glückliche Mischung von Demokratie und Aristokratie; der rechtliche Sinn und die Freyheitsliebe ihrer Bürger gestatteten weder das Entstehen einer Pöbelherrschaft, noch die Bildung einer drückenden Oligarchie. Die Stürme, welche in frühern Zeiten die innere Ruhe dieser Städte mehr als einmal störten, erregt durch die Anmaßungen derer, welche an der Spitze der Regierung standen, oft durch unruhige Demagogen unterhalten, sind längst verhallt, aber die Erinnerung an das Unglück,

welches sie über die Städte brachten, hat dazu gedient, die innere Ruhe in denselben zu befestigen, und bey ihren Bewohnern die Zufriedenheit mit ihrer Verfassung zu vermehren. Aus diesen Stürmen sind großentheils die Verfassungen hervorgegangen, welche gegenwärtig diese Städte besitzen, keine schulgerechten Constitutionen auf dem Papiere, so wie sie in unsern Tagen die systemsüchtigen Politiker so häufig verlangten, wohl aber Constitutionen, welche jeder Hanseate als sein größtes Kleinod zu betrachten gewohnt ist, und durch seine Liebe und Anhänglichkeit zu ihnen, dasjenige ersetzt, was die unvollkommenen Formen mangelhaftes daran gelassen haben. Nur das Wenigste ist in der Verfassung dieser Städte, Hamburg etwa ausgenommen, durch ausdrücklich geschriebene Gesetze bestimmt; bey weitem in den meisten, und oft in den wichtigsten Punkten, entscheidet die Observanz, die gute alte Sitte. Man sieht leicht, daß bey dieser Unvollkommenheit der Formen außerordentlich viel auf den Gemeingeist der Bürger gerechnet ist, und diese Hofnung konnte freylich nur in Staaten nicht trügen, in welchen, so wie dieß in den Hansestädten der Fall ist, jeder Einzelne sein besonderes Interesse mit dem allgemeinen Interesse des Ganzen für innig verschlungen hält, wo der Gegensatz zwischen dem Einzelnen und dem Staate, der sich in so manchem andern Staate auffallend zeigt, gänzlich unbekannt ist. Daher allein läßt es sich erklären, wie trotz mancher veralteten Formen, dennoch der liberalste Geist in diesen Städten herrscht, zum neuen, klarsten Beweise, daß es der belebende Geist, und nicht die todte Form ist, welche das Wesen einer jeden Verfassung ausmacht.

Die republikanische Verfassung ist in jeder der Hansestädte verschieden modifizirt: darin stimmen jedoch alle drey überein, daß die oberste Gewalt in ihnen zwischen Senat und Bürger-

schaft getheilt ist. Der erstere findet sich in der Regel allein im Besitze der vollziehenden Gewalt; an der Gesetzgebung nimmt aber auch die Bürgerschaft auf verschiedene Weise Antheil. So concurriren zum Beyspiel nicht alle Bürger bey der Legislation, sondern nur diejenigen, welche wegen ihres Vermögens oder sonstigen Verhältnisse bei den öffentlichen Angelegenheiten am lebhaftesten interessirt sind. Auf diese Weise bleibt das Corps der activen Bürger immer auf eine mäßige Anzahl beschränkt und dadurch werden zugleich die Nachtheile und Unordnungen vermieden, welche sonst von zahlreichen Volksversammlungen unzertrennlich sind. Die Senate sind aus Gelehrten und aus Bürgern zusammengesetzt; die letztern sind gewöhnlich Kaufleute, denn die Städte selbst sind ja ganz eigentlich Handelsstädte. Neue Mitglieder des Senats werden zwar durch ihn selbst gewählt, allein die Wahl ist vollkommen frey, und durch das Gesetz, welches verbietet, daß Blutsverwandte zu gleicher Zeit im Senate sitzen, dem Entstehen einer Familienaristokratie aufs kräftigste vorgebaut. Außerdem verlangt auch das Interesse des Senats selbst, alles zu vermeiden, was der Bürgerschaft Anlaß zum Mißvergnügen geben könnte, denn die festeste und wohl die einzige Stütze dieser Regierungen, denen beynah gar keine bewaffnete Macht zu Gebote steht, war von jeher die öffentliche Achtung und Liebe der Bürger. Schon früh ist es in den Städten lebhaft gefühlt, daß jede innere Unruhe beynah unvermeidlich die Dazwischenkunft fremder Mächte herbeyführen, und so die Selbstständigkeit dieser Städte in Gefahr bringen würde.

So sind die Verfassungen der Hansestädte, veschieden nach den Umständen und nach den Bedürfnissen, dennoch in einigen wesentlichen Punkten übereinstimmend. Langsam haben sie sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet, so wie irgend ein lebhaft

gefühltes Bedürfniß eine neue Veränderung nothwendig machte. Durch die Dauer der Zeit sind sie geprüft, als die zweckmäßigsten befunden, und allgemein als solche geachtet. Mögen auch immerhin die Formen dieser Verfassungen sehr mangelhaft seyn, ein großes Verdienst wird sich ihnen dennoch nie absprechen lassen, daß sie vorzüglich die Bildung eines öffentlichen Sinnes, eines Gemeingeistes beförderten, wie er sich wohl selten in einem andern Staate finden möchte.

Diese republikanische Verfassung der Hansestädte hat aber auch zugleich einen höchst wichtigen und heilsamen Einfluß auf den Handel dieser Städte, hauptsächlich auf den besondern Zweig desselben, welchen sie vorzugsweise betreiben, auf den Zwischenhandel. Dieser Einfluß ist so stark und so auffallend, daß es nur einiger weniger Bemerkungen bedarf, um dessen Wichtigkeit außer allen Zweifel zu setzen.

Es stellt sich bey dieser Untersuchung sogleich die auch schon von Büsch gemachte Bemerkung dar, daß der Zwischenhandel, wenn wir in die Geschichte zurückgehen, sich beynah ohne Ausnahme in den Händen einer oder der andern kleinen handelnden Republik befand. So betrieben diesen Handel in den alten Zeiten die Phönicier, Carthaginienser und Griechen, so im Mittelalter im Westen von Europa die italienischen Freystaaten und einige freye spanische Städte, während beynah zu gleicher Zeit im Norden von Europa der Hansebund unumschränkt auf zwey Meeren herrschte, und den Handel der nördlichen europäischen Länder ausschließlich betrieb. Als aber in neuern Zeiten die italienischen Republiken durch den veränderten Gang des Handels ihre Wichtigkeit verloren, und der Ocean an die Stelle des Mittelmeers als die große Straße für den Welthandel trat, als der ehemals mächtige hanseatische Bund sich aufgelößt hatte, so blieben dennoch die Lübecker, Bremer und Hamburger zu-

gleich mit den Holländern, Engländern und in neuern Zeiten den Amerikanern, beynah ausschließlich im Besitze des Zwischenhandels, vorzüglich aber die drey Hansestädte, welche denselben auf eine für das ganze übrige Europa höchst wohlthätige Art besorgten.

Sehr natürlich war es, daß der Zwischenhandel hauptsächlich seinen Sitz in kleinen Republiken nahm. Freyheit ist die Seele des Handels, nur, wo sie sich findet, kann jener blühen, und wo fand der Handel größere Freyheit, als in diesen kleinen Staaten, als in neuern Zeiten in den Hansestädten. Freylich eignete sich auch ihre politische Lage ganz vorzüglich dazu, dem Handel eine solche Freyheit in einem vorzüglichen Grade zu verschaffen. So genoß dort der Handel einer großen Freyheit von Abgaben, und konnte dieselbe in einem gleich hohen Grade auch nur in kleinen Freystaaten genießen, die eben, weil sie politisch vollkommen unbedeutend sind, ungleich weniger Staatsbedürfnisse, ungleich weniger öffentliche Ausgaben zu bestreiten haben, als jeder monarchisch regierte Staat; in Freystaaten, welche beynah gar keine bewaffnete Macht besitzen, wo also der vornehmste Zweig der Ausgaben in andern Staaten beynah gänzlich wegfällt, wo außerdem die Besoldungen der öffentlichen Beamten durchgängig sehr geringe sind, und in den mehrsten Fällen die Ehre, dem Staate zu dienen, die Stelle pecuniärer Belohnungen vertritt; in Freystaaten endlich, wo der Bürger schon deshalb gegen alle willkührlichen Auflagen gesichert ist, und sich mit desto größerer Unbefangenheit seiner Industrie überläßt, weil zu jeder neuen Abgabe die Beystimmung der Bürgerschaft erforderlich ist. — Die Fremden, welche sich des Handels wegen in den Hansestädten aufhalten, genießen gleichfalls dort einer beynah uneingeschränkten Freyheit, und schon dies war ein hinreichender Grund für sie, sich der Hansestädte vorzugsweise bey

ihrem Handel zu bedienen. Und dennoch, obgleich der unmittelbar auf den Handel gelegten Abgaben sehr wenige waren, wurden alle Institute, welche auf die Beförderung und Erweiterung des Handels und der Industrie abzweckten, in den Hansestädten mit einer Liberalität unterhalten, welche auch einem größern Staate Ehre gemacht haben würde.

Ein gleich großer Vortheil, welcher unmittelbar aus der republikanischen Regierungsform der Hansestädte fließt, besteht in der großen Freyheit in Bezug auf Ein- und Ausfuhr, welche dort der Handel immer genoß; wenigstens ist diese Freyheit in allem, was eigentliche Kaufmannsgüter betrift, so gut als gar keinen Beschränkungen unterworfen. Das bey dem Handel so wichtige und leider nur zu oft verkannte Princip, einen jeden nach seiner eignen Einsicht handeln zu lassen, weil er doch gewiß in den ungleich mehrsten Fällen bey weitem am besten weiß, was ihm zuträglich ist, wird hier in vollem Umfange befolgt. Auch treten in den Hansestädten ungleich weniger fremdartige Rücksichten ein, welche die Regierung bewegen könnten, von diesem weisen Systeme abzuweichen. Dort sind keine Fabriken im Lande, welche man auf Kosten der fremden in Aufnahme bringen will, keine gespannten politischen Verhältnisse mit dem Auslande nöthigen dort zu Beschränkungen der Handelsfreyheit. Man fürchtet dort nie eine zu große Concurrenz der Käufer oder Verkäufer und hält sich überzeugt, daß es vergeblich und unnütz ist, eine vortheilhafte Billanz erzwingen zu wollen. So sind hohe Zölle und Ein- und Ausfuhrverbote in den Hansestädten beynah gänzlich unbekannt, so wie auch Monopole und ausschließliche Privilegien, welche Einzelnen auf Kosten Aller gegeben wären. Schon allein die republikanische Gleichheit ist dagegen eine sichere Schutzmauer, wenn auch die verderblichen

Folgen von dergleichen Maaßregeln in den Städten nicht so lebhaft anerkannt würden.

So wie die freie Verfassung in den Hansestädten einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Freyheit hat, welche dort dem Handel gestattet wird, auf eine ähnliche Weise äußert sich ihr Einfluß auf die Sicherheit und den Credit, welchen dort der Handel genießt; denn beyde stehen mit der Freyheit des Handels in enger Verbindung. Nur da wird die freye Anwendung des Capitals auf den Handel erst recht wohlthätig wirken können, wo zugleich das Capital selbst gegen alle willkührlichen Maaßregeln von oben herab vollkommen geschützt ist, und dieß ist in den kleinen hanseatischen Republiken wohl mehr, als in irgend einem andern Staate der Fall. Sowohl der einheimische Kaufmann, als auch der Fremde, welcher mit den Hanseaten handelt, braucht nicht zu fürchten, daß ein plötzlich ausbrechender Krieg, eine plötzlich eingeführte Beschränkung der Ein- und Ausfuhr seine wohl berechneten Speculationen täusche und ihn um den mühsamen Lohn seiner Arbeit bringe, Maaßregeln, welche nur zu häufig in monarchischen Staaten statt haben, und dort vielleicht selbst in manchen Fällen durch das wirkliche oder scheinbare Interesse und durch die politischen Verhältnisse des ganzen Staats entschuldigt werden können. Gewaltsame Finanzoperationen, beständiges Schwanken der Staatspapiere, wodurch vorzüglich in unsern Tagen der Credit der Staaten und des Handelsstandes ganzer Länder oft so auffallend leidet, sind gleichfalls in Republiken unbekannt, deren vornehmstes Interesse die Erhaltung ihres Handels und ihres Credits ist. Dahin geht das Bestreben aller; alle Bürger dieser Städte haben ein gleiches Interesse, dazu mitzuwirken, denn ihre politische Existenz, ihr Wohlstand im Innern hängt ja beynah ausschließlich von ihrem blühenden Handel ab. Vergeblich würde dort der

der Einzelne seinen Privatvortheil auf Kosten des allgemeinen Besten zu erreichen suchen; die Publicität, mit der dort alles verhandelt wird, der Gemeinsinn der Bürger, welche in dem Interesse des Staats zugleich ihr eigenes sehen, ist dagegen der sicherste Bürge.

Vorzüglich wichtig und wohlthätig zeigt sich der Einfluß der republikanischen Verfassung der Hansestädte bey der Hamburger Bank. Dieses Institut, welches nicht nur Hamburg, nicht nur den Hansestädten, sondern der ganzen handelnden Welt gleich wichtig ist, verdankt vorzüglich der freyen Verfassung Hamburgs, welche es gegen alle Eingriffe von Seiten der Regierung sicher stellt, seinen Credit und seinen unbescholtenen Ruf. Auch selbst der Umstand, daß es eine kleine Republik ist, welcher diese Bank zugehört, hat auf ihren Credit die wohlthätigsten Folgen gehabt, indem dieser Staat nicht in die politischen Verwickelungen gerathen konnte, welche schon so manche Regierung verleiteten, durch Verletzung der Banken, sich, wiewohl zum größten Nachtheile des allgemeinen Credits, aus der augenblicklichen Verlegenheit zu reißen. So entging die Bank von Hamburg dem Schicksale, welches die Banken von Venedig, Genua und Amsterdam zu ihrem großen Schaden erfuhren, und der unveränderte Werth ihres Bankgeldes bietet seit geraumer Zeit den Kaufleuten aller Länder einen beständigen einfachen Maasstab der Berechnung bey ihrem Verkehre dar.

Es würde jedoch überflüssig seyn, hier weitläufiger über einen Punkt zu sprechen, dessen Wahrheit so sehr von selbst einleuchtet, und woran wohl kein Hanseate, und niemand der die Hansestädte kennt, je zweifeln wird, daß nämlich diese Städte ihre Wohlfarth und ihren Flor hauptsächlich ihrer politischen Freyheit verdanken. Wichtiger ist die Untersuchung einer andern Frage, und welche da, wo von dem Interesse von Europa die

Rede ist, hauptsächlich berücksichtigt zu werden verdient: ist die freye Existenz der Hansestädte nachtheilig oder vortheilhaft für das übrige Europa, oder welchen Einfluß haben sie auf den Gesammthandel aller europäischen Nationen? — Der Hauptthandelszweig, welchen die Hansestädte besitzen, besteht im Zwischenhandel, und darin, daß sie vorzüglich diesen Handel führen, besteht auch zugleich einer der Hauptvortheile, welche sie dem Gesammthandel aller Nationen verschaffen, ein Vortheil, welcher jedoch mit ihrer besondern Lage, das heißt, hauptsächlich mit ihrer Freyheit und Selbstständigkeit in zu genauer Verbindung steht, als daß das eine ohne das andere erhalten werden könnte. Dennoch aber ist es gerade der ausgedehnte Zwischenhandel, welcher oft gegen die Hansestädte zu der Beschuldigung Anlaß gegeben hat, als wenn sie eben dadurch dem direkten Handel der andern Nationen den größten Schaden zufügten. Es wird daher nicht überflüssig seyn, ehe wir von der großen Ausdehnung des Zwischenhandels der Hansestädte sprechen, vorher im Allgemeinen einige Worte über den Zwischenhandel überhaupt vorauszuschicken.

Der Zwischenhandel (commerce d'entrepôt oder d'économie) besteht darin, daß derjenige, welcher ihn betreibt, die Waaren und Producte entfernter Länder holt, um sie entweder bey sich selbst zu Markte zu fördern, oder sie denen, die ihrer bedürfen, wiederum zuzuführen, um auf ähnliche Weise diesen ihren Ueberfluß abzunehmen und zu verbreiten, und er ist daher wesentlich von dem Fracht- und Speditionshandel verschieden, bey dem derjenige, welcher die Verführung der Waaren besorgt, nicht selbst Eigenthümer derselben wird. Aus der Erklärung des Begriffs des Zwischenhandels läßt sich schon sehr leicht der Vortheil einsehen, welchen derselbe in dem Verkehre entfernter Völker unter einander schafft. Allein, wenn gleich die Existenz solcher Stapel-

plätze des Zwischenhandels allein schon ihre Nützlichkeit beweißt, denn wie würden sonst bey vollkommen freyem Handel Städte bestehen können, denen ja alle die Mittel fehlen, welche an Plätze, die in großen Reichen gelegen sind, vielleicht einen oder den andern Handelszweig fesseln können, so wird doch noch so häufig der allgemeine Nutzen des Zwischenhandels gänzlich verkannt oder falsch beurtheilt, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, denselben etwas genauer zu prüfen und zu entwickeln.

Der Vortheil, welchen der Zwischenhandel dem Gesammthandel bringt, fällt dann am stärksten in die Augen, wenn wir uns alle diejenigen Plätze, welche bis jetzt den Zwischenhandel betrieben, als nicht existirend denken. — Die nächste und unmittelbarste Folge davon würde die seyn, daß nun der Producent selbst seine Waaren den Verbrauchern zuführen müßte. Sehr beschwerlich würde dieß schon dann dem Producenten fallen, wenn er auch seinen Ueberfluß in den benachbarten Staaten absetzen könnte; noch beschwerlicher aber, wenn er vielleicht nur in weit entfernten Ländern die Consumenten seiner Erzeugnisse zu finden hoffen dürfte. Dann würden im Großen dieselben Schwierigkeiten eintreten, welchen der Verkehr überhaupt ausgesetzt wäre, wenn es ganz und gar keine Kaufleute gäbe, denn was der gewöhnliche Kaufmann in dem täglichen Verkehr zwischen Producenten und Consumenten ist, das ist der Zwischenhändler in dem Gesammthandel unter den verschiedenen Nationen. Der Producent wäre alsdann genöthigt, Geld und Zeit darauf zu verwenden, sich Abnehmer für seine Waaren zu suchen, und müßte so zwey ganz verschiedenartige Geschäfte, das des Kaufmanns und des Producenten mit einander verbinden. Wenn man nicht einmal den großen Zeitverlust in Anschlag bringen will, der damit doch beynahe unvermeidlich verbunden wäre, so würde auch selbst im glücklichsten Falle der

Producent des entfernt liegenden Landes sehr oft bey dieser Art den Handel mit dem Auslande zu betreiben, Verlust erleiden müssen. Denn möchte gleich immerhin das wechselseitige Bedürfniß des Producenten und des Consumenten dasselbe bleiben, so könnte dennoch der direkte Verkehr zwischen zwey Ländern, aus Mangel an Zwischenhändlern, sich sehr vermindern. Beynahe unvermeidlich müßte ja oft der Fall eintreten, daß der Producent seine Waare zu einer Zeit zum Verkauf anböte, wo der Markt in dem fremden Lande durch die momentane Concurrenz der Producenten vielleicht schon überfüllt wäre, wodurch alsdann der Einzelne gezwungen würde, entweder durch einen langen Aufenthalt zu leiden, oder seine Waaren unter ihrem Werthe loszuschlagen, zumahl wenn sie leicht verderblich wären. So wie die Verkäufer, so würden auch die Käufer gleichen Unbequemlichkeiten ausgesetzt seyn, auch hier sich Nachfrage und Angebot, der großen Ungewißheit dieses Handels wegen, oft ganz und gar nicht gleich bleiben. Beyden, Verkäufern und Käufern, würde ein Ort fehlen, wo sie mit Sicherheit darauf rechnen könnten, zu jeder Zeit die Producte des fremden Landes, deren sie bedürften, zu finden, und ihren eigenen Ueberfluß absetzen zu können. Wollte man, um dieß Uebel zu vermeiden, große Messen anlegen, so wie diese ehemals den Zwischenhandel zum Theil ersetzten, so bliebe dieß Mittel dennoch beinahe nothwendig immer unvollkommen; große Reisen müßten gethan werden, und augenblickliche Verhältnisse, welche auf die Concurrenz einen starken Einfluß äußerten, könnten immerhin die Preise schwankend und unbestimmt erhalten. Alle diese Unbequemlichkeiten fallen weg, sobald eigene Stapelplätze für den Zwischenhandel entstehen, gleichsam beständige Messen, wohin der Verkäufer zu jeder Zeit seine Waaren und seinen Ueberfluß schicken kann, und gewiß ist, dort

nicht nur immer Käufer und schnelle Bezahlung, sondern auch eben so alle seine Bedürfnisse aus fremden Ländern zu finden. Dazu kommt, daß der Zwischenhändler, wegen seiner Lage und ausgedehnten Verbindungen ungleich besser als der Producent oder der Kaufmann in dem fernen Lande im Stande ist, so manche kleine Umstände, Moden, Rechtspflege, Zolltarife ꝛc. so manche augenblickliche Conjuncturen zu erfahren, welche oft auf den Gang eines bestimmten Handelszweiges einen entscheidenden Einfluß haben, und demjenigen, welcher mit ihnen unbekannt ist, sehr leicht die anscheinend vortheilhafteste Speculation verderben; Umstände, welche sich zum Theil so schnell ändern, daß sie erst dann in dem entfernten Lande bekannt werden, wenn es zu spät ist, den daraus erwachsenen Schaden wieder gut zu machen.

Wenn man alles dieß zusammenfaßt, so wird es einleuchtend, daß die Vortheile, welche der entfernte Producent sowohl, als der Consument durch den Zwischenhändler erhält, einen mehr als hinlänglichen Ersatz für den mäßigen Gewinn gewähren, welchen vielleicht der Zwischenhändler bey dem Vertriebe der fremden Waaren macht. Auch erkennen dieß ja die Kaufleute der Länder, welche sich solcher Stapelplätze des Zwischenhandels bey ihrem Verkehre bedienen, schon eben dadurch auf das deutlichste an. Dieß beweißt aber auch zugleich, daß der Gewinn, welchen der Zwischenhändler macht, verhältnißmäßig sehr geringe sey; würde er jemals so beträchtlich steigen, daß der fremde Kaufmann sich wegen seines Risikos, dadurch hinreichend entschädigt glaubte, so würde er gewiß, so wie dieß schon oft der Fall war, den bisher über einen solchen Platz betriebenen Handel in einen directen zu verwandeln suchen. Auch ist bey der Concurrenz der verschiedenen Plätze, welche den Zwischenhandel betreiben, und bey der großen Ausdehnung

des Handels nicht zu befürchten, daß es je den Kaufleuten eines solchen Platzes gelingen sollte, ohne daß es bald allgemein bekannt würde, übertriebene Gewinne zu machen. Was trotz des wirklich sehr mäßigen Gewinnes, welchen der Zwischenhändler macht, dennoch sein Geschäft oft sehr vortheilhaft machen kann, das Benutzen augenblicklicher günstiger Conjuncturen, diesen Gewinn würde ja der entfernt lebende Kaufmann dennoch nie machen können.

Endlich ist es auch ein wohl zu vermeidender Irrthum, zu glauben, wenn man das große Gewühl und die große Handelsthätigkeit solcher Orte, wo der Zwischenhandel vorzüglich betrieben wird, betrachtet, alles dieß sey eigner Handel eines solchen Platzes. Ein großer, und gewiß sehr oft der ungleich größte Theil desselben ist nur Speditions- und Commissionshandel, wobey der Gewinn des Spediteurs und des Commissionärs dennoch immerhin nur sehr beschränkt bleibt.

Aus dem bisher gesagten leuchtet es schon einem jeden Unparteyischen klar und deutlich ein, wie wenig die Meynung derer gegründet ist, welche den Zwischenhandel dem Gesammthandel für nachtheilig erklären. Dagegen ist es schon, ohne einmahl auf die Erfahrung Rücksicht zu nehmen, klar, daß der Zwischenhandel zur Beförderung der Circulation und des Verkehrs nicht anders, als höchst zuträglich angesehen werden könne. Aber auch die Erfahrung bestätigt das, was hier über den Nutzen des Zwischenhandels gesagt ist, vollkommen, durch die vielen mißglückten Versuche, welche oft von Regierungen in dem Geiste des Mercantilsystems gemacht wurden, um einen Handelszweig, der bisher durch Hülfe der Zwischenhändler betrieben worden war, in einen directen Handel zu verwandeln. Als ein Beyspiel statt vieler, mögen hier nur die mißglückten Versuche Friedrichs des Zweyten angeführt werden. — Wenn so

der Nutzen des Zwischenhandels für den Gesammthandel aller Nationen keinem Zweifel unterworfen ist, so bleibt uns hier noch die Untersuchung übrig, welchen Einfluß die Hansestädte, in deren Händen sich bis jetzt ein so beträchtlicher Theil des europäischen Zwischenhandels befand, auf den Gesammthandel aller Länder hatten, und wenn gleich ihre Wirksamkeit durch die drückenden Verhältnisse des Augenblicks gelähmt ist, doch gewiß auch in der Folge haben werden. Die Beantwortung dieser Frage zerfällt wiederum in zwey Untersuchungen, nehmlich einmal, welchen Einfluß haben die Hansestädte auf den Gesammthandel in Friedenszeiten, und zweytens, wie äußerte sich ihre Thätigkeit in Kriegszeiten?

Was einmal den Einfluß des Zwischenhandels der Hansestädte auf den Gesammthandel in Friedenszeiten betrifft, so kommen hier verschiedene Umstände zusammen, welche sämmtlich dazu beytragen, den Handel der Hansestädte sehr lebhaft und ansehnlich machen. Dahin gehört vor allem ihre geographische Lage, welche immer mehr oder weniger auf die Ausdehnung des Verkehrs einer Handelsstadt Einfluß hat. Wenig Plätze aber vereinigen wohl so viel Vorzüge einer vortheilhaften geographischen Lage, als die Hansestädte, alle drey gelegen an schiffbaren Strömen, welche zum Theil die fruchtbarsten Provinzen Deutschlands durchlaufen, und sich nicht weit von ihnen in zwey Meere ergießen. Lübeck und Hamburg besitzen außerdem an den Mündungen der Trave und Elbe selbst, die Häfen von Travemünde und Cuxhafen; Bremen ist zwar ungleich weiter vom Meere entfernt, dennoch aber ist der Hafen von Vegesack, wenn gleich nicht unmittelbar an der Mündung der Weser, für seinen Handel zureichend. So verdanken die drey Städte ihrer geographischen Lage nicht nur einen großen Theil ihres eigenen Handels, sondern auch

vorzüglich ihren Commissions- und Speditionshandel, da sie so leicht fremde Waaren bis in die Mitte von Deutschland, und deutsche Producte nach fernen Ländern unmittelbar zu Wasser verfahren können.

Einen gleich wichtigen Einfluß auf den Handel der Hansestädte, welches schon aus dem, was wir oben bemerkten, deutlich hervorgeht, hat ihre freye politische Existenz, deren Erhaltung wohl als die unerläßliche Bedingung der Fortdauer ihrer mercantilischen Wichtigkeit angesehen werden kann, und nur einige wenige Bemerkungen brauchen hier über den Einfluß ihrer republikanischen Verfassung auf den Gesammthandel hinzugefügt zu werden. Die Freyheit, die Sicherheit im Handel und Wandel, und der Credit, welcher die freye Verfassung der Hansestädte so sehr zu befestigen dient, kommen den Ausländern gleichfalls im hohen Grade zu statten. Die gute Aufnahme, welche sie dort finden, der lange Credit und die prompte Bezahlung, welche sie dort erhalten, die unbeschränkte, durch keine willkührlichen Verfügungen der obersten Gewalt beengte Concurrenz, und die Gewißheit, zu jeder Zeit, ohne plötzliche Beschränkungen je fürchten zu müssen, in den Hansestädten ihre Bedürfnisse und Absatz für ihren Ueberfluß zu finden, dieß alles macht den Fremden diese Plätze für ihren Handel vorzüglich gelegen. Auch finden sie dort alle, auf die Erleichterung und Beförderung des Handels abzweckende Institute, wie z. B. außer der hamburger Bank, der wir schon Erwähnung thaten, eine große Anzahl Assecuranzcompagnieen, welche eben, weil sie von aller Einmischung der obersten Gewalt unabhängig bestehen, und unter ihnen eine gänzlich freye Concurrenz herrscht, sehr vortheilhaft und reell sind. Außerdem ist ja aber auch alles, was dem Handel zuträglich

seyn kann, in den Hansestådten ein Gegenstand der vorzügli-chen Sorgfalt der Regierung.

Der Transitohandel ist in diesen Plätzen mehr als irgendwo begünstigt, und von allen drückenden Abgaben befreyt. Früh sind diese Städte durch Erfahrung belehrt, wie leicht dieser oft so einträgliche Handelszweig bey der geringsten Bedrückung seinen Weg verändert, und der großen Freyheit, welche sie ihm gestatteten, haben sie es vorzüglich zu danken, daß der Transito seine Hauptstraße über sie genommen, und daß alle Versuche benachbarter Fürsten, denselben in ihr Land zu locken, bis jetzt vergeblich gewesen sind. — So bildeten die Hansestädte in ruhigen Zeiten das große Band, welches alle Nationen Europas umschlang, und den Westen und Norden dieses Welttheils mit einander vereinigte; sie waren es, welche den größten Theil des europäischen Continents mit den Erzeugnissen fremder Welttheile versorgten, und ihm eben so einen sichern Absatz seines Ueberflusses verschaften.

Das, was bisher über die Nothwendigkeit des Zwischen-handels und über die Wichtigkeit desselben für den Gesammt-handel gesagt ist, widerlegt auch schon hinlänglich den Vorwurf, den man so oft mit wenigem Bedachte den Hansestädten gemacht hat, sie thäten durch ihren Handel dem directen Verkehre anderer Nationen Abbruch, zögen den Handel anderer Länder ausschließlich an sich. Man hat wirklich Mühe, zu begreifen, wie man überhaupt auf den Einfall kommen konnte, daraus den Hansestädten einen Vorwurf machen zu wollen, daß sich die Fremden ihrer vorzugsweise bedienen, aus dem einfachen Grunde, weil ihnen der Handel mit diesen Plätzen der vortheilhafteste dünkt. Noch sonderbarer aber erscheint die Beschuldigung dann, wenn man sich besinnt, daß sie Städten gemacht wird, bey welchen ihrer politischen Lage wegen, jeder

Schein von Zwang vollkommen wegfällt, welche ja keins der Mittel in Händen haben, welche sonst wohl von Regierungen angewandt worden sind, den Handel vorzugsweise an diesen oder jenen Ort zu fesseln. Oder wollte man darum, weil die Hansestådte den ausgedehntesten Zwischenhandel treiben, weil die Fremden freywillig ihres eigenen Vortheils wegen sich ihrer vor andern bedienen, etwa lieber alle die Vortheile entbehren, welche der Zwischenhandel dem Gesammthandel bringt, nur aus Neid, damit jene Plätze dadurch nicht gewönnen? Und dazu würde man sich doch großentheils wenigstens entschließen müssen, denn man würde gewiß sehr irren, wenn man glaubte, ein jeder Handelsplatz, selbst wenn er sehr vortheilhaft gelegen wäre, würde dieselben Dienste leisten können, als diese Städte, bey dem gegenwärtigen Zustande des Handels. Warum wären sonst Stettin und Altona, bey der kräftigen Unterstützung ihrer Regierungen, nicht schon längst gleich wichtig geworden, als Lübeck und Hamburg? Die Freyheit war es, die politische Unabhängigkeit und der kaufmännische Geist, der sich nie in einem gleichen Grade in einem Staate ausbilden wird, wo der Kaufmann immer nur eine untergeordnete Rolle spielt, wo das Handelsinteresse nicht so ganz eigentlich das einzige ist, als dieß in den Hansestådten der Fall ist, welche diesen Städten ihre hohe, merkantilische Wichtigkeit gaben und geben werden, was man oft so gänzlich vergessen zu haben scheint. Daß es aber eine nicht weniger falsche Idee sey, als schade der Flor der Hansestådte nothwendig dem Aufblühen benachbarter Handelsplätze, das widerlegt ja wohl das Beyspiel von Altona auf die auffallendste Art. Der Handel dieses Orts hatte in der neuesten Zeit, vor den letzten unglücklichen Ereignissen, welche den dänischen Handel betrafen, ansehnlich zugenommen, unerachtet seiner Lage in der Nähe von Hamburg, und wohl

möchten die hamburgischen Kapitale und die große Handelsthätigkeit dieser Stadt für Altona eher vortheilhaft, als nachtheilig gewesen seyn. Eben so ungegründet ist die Behauptung, als halte eine große Handelsstadt, welche den Zwischenhandel für ganze Länder beynah ausschließlich in Händen habe, den Preis der Waaren gewaltsam in die Höhe. Schon daß es große Handelsstädte sind, welche den Zwischenhandel treiben, in denen daher die Concurrenz dennoch immer sehr ansehnlich bleibt, macht dieß unmöglich. Aber auch angenommen, es könnte eine Verabredung der Kaufleute eines solchen Platzes über den Preis der Waaren als möglich gedacht werden, würden dann nicht bald die Fremden auf direktem Wege ihre Bedürfnisse sich zu verschaffen, und ihren Ueberfluß abzusetzen suchen, ehe sie den Zwischenhändlern eine lange Zeit solche monopolistische Gewinne zugestünden? Und daß dieß sehr leicht der Fall sey, sobald ein solcher direkter Handel außerordentlichen Gewinn verspricht, das beweißt ja der häufige Wechsel, das Steigen und Fallen der einzelnen Handelszweige hinreichend. Dagegen läßt sich wohl nicht ohne Grund behaupten, daß eben durch die Hansestädte der Preis der Waaren derjenigen Länder, für welche sie vorzugsweise den Zwischenhandel betreiben, beständig in einem, Verkäufern und Käufern gleich vortheilhaften Gleichmaaße gehalten werde, indem sie das wechselseitige Bedürfniß kennen, und daher nicht zu befürchten ist, daß durch augenblickliche Ueberfüllung des Marktes der Preis der Waaren unverhältnißmäßig sinke, noch durch zu spärliches Angebot plötzlich und gewaltsam in die Höhe getrieben werde.

So kommen wir also zu dem Resultate, welches jeder, der den Gang des Handels und vorzüglich den Zwischenhandel der Hansestädte kennt, gewiß schon längst bey sich gezogen hat, daß derselbe sowohl den Producenten als den Consumenten, welche

durch die Hanseaten Absatz ihrer Waaren und ihre Bedürfnisse erhalten, im höchsten Grade vortheilhaft sey, daß jede günstige, nur etwas lang anhaltende Conjunctur den Producenten sowohl als den Consumenten zu statten kommt, und daß diese nur allein günstigen Conjuncturen des Augenblicks, von welchen sie ohnedieß ihrer Entfernung wegen, keinen Vortheil würden gezogen haben, entbehren, daß sie aber dagegen auch den Verlust bey so mancher nachtheiligen augenblicklichen Conjunctur nicht zu tragen haben, welcher allein auf den Zwischenhändler fällt.

Allein, wie groß auch immer der Vortheil seyn mag, der dem Gesammthandel durch den Zwischenhandel der Hansestädte in Friedenszeiten zufließt, so zeigte er sich doch noch auffallender in Kriegszeiten. Es ist aber desto wichtiger, an die Vortheile, welche dem Handel aller Nationen, und vorzüglich dem Handel der jedesmahligen kriegführenden Mächte, das heißt hier ja hauptsächlich wohl Frankreich und England, durch die Hansestädte zuflossen, in unsern Tagen zu erinnern, je neuer die Verdienste derselben sind, und je mehr dennoch der größere Theil der europäischen Mächte nur darauf bedacht zu seyn scheint, den hanseatischen Handel gänzlich zu zernichten, ohne zu bedenken, daß sie durch ein solches Verfahren sich selbst die tiefsten Wunden versetzen.

Der Hauptpunkt, worauf es hier ankommt, und worauf die hohe merkantilische Wichtigkeit der Hansestädte in allen bisherigen Kriegen ganz vorzüglich beruhte, ist ihre gänzliche politische Nullität, weßwegen sie aber auch zugleich die Eifersucht der kriegführenden Mächte ungleich weniger auf sich zogen, als dieß bey einem jeden andern Staate der Fall gewesen seyn würde. Die Hansestädte dagegen sind in politischer Rücksicht so vollkommen unbedeutend, es ist von ihnen so ganz und gar

nichts zu fürchten, und sie sind als Verbündete selbst, weßwegen doch oft kleinere Staaten in die politischen Angelegenheiten mit verflochten werden, so wenig zu brauchen, daß ihr Handel nie bey den größern Mächten den leisesten Verdacht einer feindseligen Absicht erwecken kann. So ist es doppelt wichtig in dem gegenwärtigen Zustande von Europa, wo es jedem nur irgend beträchtlichen Staate, der auch nur noch einige politische Verbindungen unterhält, beynahe unmöglich geworden ist, in jedem Kampfe zwischen den großen Hauptmächten Europas auf die Länge seine Neutralität zu behaupten, daß nur allein die Hansestädte es sind, deren politische Unbedeutendheit sie bis auf die neuesten Zeiten nie in diese Verlegenheit kommen ließ. Ihre neutrale, keinen Argwohn und keine Eifersucht erregende Flagge unterhielt deßhalb auch gewöhnlich während des Krieges die Handelsverbindungen sowohl unter den neutralen, als auch vorzüglich unter den kriegführenden Mächten, und mit deren Colonien mit ungleich größerer Leichtigkeit, als die Flagge jedes andern neutralen Staats.

Unter einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet, ist der Handel der Hanseaten in Kriegszeiten dem Gesammthandel vortheilhaft und zuträglich, sowohl in Beziehung auf die kriegführenden, als auch mit Rücksicht auf die neutralen Mächte. In der ersten Rücksicht fallen die Vortheile, welche der Handel der Hansestädte bey einem jeden entstandenen Seekriege den kriegführenden Mächten darbot, am hellsten in die Augen, hauptsächlich alsdann, wann, wie dieß in neuern Zeiten beynahe beständig mit England der Fall war, eine der beyden kriegführenden Seemächte bald ein entschiedenes Uebergewicht erlangte, und die Flagge ihrer Feinde von den Meeren verjagte. Die Hanseaten betrieben alsdann den Handel der schwächeren Seemacht mit ungleich größerer Sicherheit und Leichtigkeit,

als eine jede andere politisch wichtigere neutrale Macht, in deren Aufrichtigkeit man so leicht Mißtrauen setzen, deren Absichten so leicht Argwohn erwecken konnten. Jedoch nicht weniger, als der schwächeren kriegführenden Macht, war der Zwischenhandel der Hansestädte alsdann auch den Siegern nützlich, nicht nur, indem er ihnen die Waaren des festen Landes zuführte, deren sie bedurften, sondern auch, weil er in denjenigen Gegenden ungehindert thätig seyn konnte, wo vielleicht die Schiffe der präponderirenden Macht sich dennoch der feindlichen Kapereyen wegen wenigstens nicht einzeln hinwagen durften. Die Sicherheit, welche der Handel der Hanseaten in allen Kriegen genoß, verschaffte zugleich den Vortheil, daß sie im Stande waren, die Waaren beständig zu den billigsten Preisen zu liefern. Daher waren natürlich auch die Assecuranzen sehr geringe, weil der Hanseate nicht zu befürchten brauchte, daß durch eine plötzliche Veränderung in dem Systeme seiner Regierung, durch politische Combinationen die Neutralität seiner Flagge gefährdet werde. — Gleich vortheilhaft, wie für die kriegführenden Mächte, würkten die Hansestädte in Kriegszeiten auch für die übrigen Neutralen. Auch diese genossen des Vortheils der wohlfeilen Preise, benutzten nach wie vor diese Niederlagen des Zwischenhandels, und fühlten so die durch den Krieg hervorgebrachte Stockung in dem freyen Verkehre weniger schwer.

Aber dieß Bestreben der hanseatischen Zwischenhändler, das Unglück des Kriegs aus allen Kräften zu erleichtern, und die verderblichen Folgen desselben auf die Industrie und den Handel aller und vorzüglich der kriegführenden Nationen, so wenig fühlbar zu machen, als möglich, eben dieß, wofür ihnen gewiß jeder auf den ersten Blick danken möchte, hat man ihnen zum bittersten Vorwurf gemacht. Denn eben dadurch, sagte man,

daß sie die Industrie und den Handel der kriegführenden Mächte unterstützten, tragen sie ja mittelbar zur Verlängerung und Ausdehnung der Kriege bey, indem sie den kriegführenden Mächten immer neue Mittel verschaffen, dieselben fortzusetzen. Vielleicht ward der Feind nur durch die Kräfte, welche er durch den nach wie vor lebhaft fortgehenden Handel und durch die Industrie seiner Unterthanen erhielt, in den Stand gesetzt, einen Kampf auf die Dauer zu bestehen, welcher sonst schnell beendigt worden wäre. Allein einmal dachte man nicht daran, daß der Vortheil des hanseatischen Zwischenhandels beyden kriegführenden Mächten, wenn auch vielleicht nicht in gleichem Maaße zu Theil ward, und dann ist es doch wohl mehr als zweifelhaft, ob überhaupt die Folgen des neutralen hanseatischen Handels, — und der Vorwurf, der den Hansestädten gemacht wird, trifft ja zugleich den ganzen neutralen Handel in Kriegszeiten — ob diese Folgen würklich so beschaffen waren, als man sie sich hier vorstellt, ob dadurch allein, oder auch nur größtentheils denn würklich die kriegführenden Mächte in den Stand gesetzt wurden, den Kampf beträchtlich zu verlängern? Man sollte doch denken, der Grundsatz: derjenige werde Sieger bleiben, welcher den letzten Thaler in der Tasche behalte, sey zu oft durch die Erfahrung widerlegt, als daß man auf ihn noch ein großes Gewicht legen dürfe, vorzüglich seitdem uns die Geschichte unserer Tage ein Volk aufgestellt hat, welches trotz der bis zu einem fast nie gesehenen Grade ausgedehnten strengen Maaßregeln gegen seinen Handel und seine Industrie, doch die Anstrengungen des ganzen gegen dasselbe verbündeten Europas täuschte und siegreich aus dem großen Kampfe hervorging? Oder hat vielleicht England durch die großen Schätze, welche es in dem langen Kriege verschwendete, darum besser seinen Zweck erreicht? Wenn es die militärischen Talente der Nation und ihrer Führer waren, welche

von jeher in der Regel und noch in unsern Tagen auf eine so auffallende Art, den Ausschlag in jedem Kriege gaben, wenn die Finanzen eines Staats nur unter außerordentlichen Umständen hier die Entscheidung geben konnten, wie soll man es da den neutralen und vorzüglich den hanseatischen Zwischenhändlern so hoch anrechnen, wenn sie durch ihre Betriebsamkeit das Eigenthum des unschuldigen Individuums retteten, wenn sie es verhinderten, daß nicht durch die Stockung alles Handels und Gewerbes eine zahlreiche Classe in den kriegführenden sowohl, als in den neutralen Nationen an den Bettelstab gerieth? Und ist es denn endlich wirklich auch nur möglich, eine solche Handelssperre auf die Dauer durchzusetzen; ist irgend eine Macht im Stande, allen Handel zu zernichten, so lange dieser noch denen, welche ihn betreiben, vortheilhaft ist? Nach so manchem mißglückten Versuche einen Verkehr sperren zu wollen, so lange bey dessen Unterhaltung noch Vortheil zu erwarten war, sollte man doch allmählig allgemein überzeugt seyn, daß man dadurch nicht den Kaufmann, welcher sich durch desto größere Gewinnste gegen alles Risico decken wird, sondern den unschuldigen Consumenten drückt, welcher nun seine Bedürfnisse desto theurer einkaufen muß, und daß die verderblichen Folgen eines solchen Systems in der Regel auf die Urheber desselben zurückfallen.

Daß außerordentliche Zeitumstände und politische Conjuncturen, so wie die gegenwärtigen, von der Regel eine Ausnahme machen und wohl nur durch das Gesetz der Nothwendigkeit zu entschuldigende Ausnahme machen können, braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden; daß aber die nachtheiligen Folgen dieses Systems von allen Bewohnern des Continents darum nicht minder stark gefühlt werden, ist ja gleichfalls allgemein anerkannt, und Frankreich selbst hat die Größe der nothwendig gewordenen Aufopferungen nie verkannt.

Es liegt außer dem Zwecke dieser Blätter, weitläufiger den wohlthätigen Einfluß zu entwickeln, welchen der Handel der Hansestädte auf die einzelnen Länder Europas in den neuern Zeiten gehabt hat, wie sie Frankreich vorzüglich in Kriegszeiten mit den seiner Marine unentbehrlichen Producten des Nordens versorgten und den Handel mit seinen Colonien unterhielten, wie sie eben so die Ausfuhr der französischen Producte so außerordentlich beförderten, und wie Frankreich fortdaurend in seinem Handel mit den Hansestädten der vortheilhaftesten Balanz genoß; wie das kaufmännische England selbst, sich ihrer mit dem größten Vortheile bey dem Vertriebe und dem Absatze seiner Produkte und bey seinen Zahlungen im Norden bediente; wie Rußland's Handel erst durch die Hansestädte seine große Ausdehnung erhielt, indem die Südländer aus diesen großen Niederlagen russischer Waaren hauptsächlich ihre Bedürfnisse zu befriedigen pflegten, wie sie eben so den Ausländern, welchen der direkte Handel auf Rußland zu beschwerlich fiel, zu Stapelplätzen für ihre Waaren dienten, welche die Hanseaten alsdann weiter nach ihrer Bestimmung spedirten, wie eben so endlich Rußland sich dieser Städte, vorzüglich Hamburgs, mit dem besten Erfolge bey seinen Zahlungen bediente. Das was von den drey Hauptstaaten Europas gilt, gilt auch, wenn gleich vielleicht nicht in derselben Ausdehnung, von den übrigen Staaten, vorzüglich aber von Deutschland, dem die Hansestädte unermeßliche Vortheile gewährten, sowohl bey dem Vertriebe seiner Producte, als auch durch die Leichtigkeit, mit der sie ihm seine Bedürfnisse zu den wohlfeilsten Preisen verschafften. Wohl mit Recht hat man daher die Hansestädte die Seele von Deutschland genannt, indem sie es sind, welche die Industrie dieses großen Landes befördern und den Fleiß seiner Bewohner beleben. Unter den außereuropäischen Staaten ist es endlich noch Nordamerika,

welches in einem hohen Grade den wohlthätigen Einfluß der Hanseſtädte auf den allgemeinen Verkehr bey ſeinem Handel erfährt.

So waren die Hanseſtädte bis auf die neueſten Zeiten, wo die, allen neutralen Handel für den Augenblick lähmenden Maaßregeln, welche die kriegführenden Mächte ergriffen, — ohne daß jedoch bis jetzt wenigſtens der beabſichtigte Zweck erreicht wurde, — auch ihre Wirkſamkeit lähmten. Gleich nützlich allen Nationen, betrieben ſie den Zwiſchenhandel in einer Ausdehnung und mit einem Erfolge, deſſen wohlthätige Wirkungen ſich über alle handelnden Völker erſtreckten. Die große Stockung, welche der Verkehr aller Länder erfuhr, ſobald der Handel der Hanseſtädte geſperrt war, die lauten Klagen, welche allenthalben über den Verfall der Induſtrie, vorzüglich in den benachbarten Staaten, gehört wurden, gaben zugleich den ſicherſten Beweiß, wie wohlthätig ihre Wirkſamkeit geweſen, waren den Städten die ſicherſten Bürgen des allgemeinen Antheils, welchen das ganze handelnde Europa an der Erhaltung ihrer unabhängigen Exiſtenz nimmt, und wohl mit Recht, denn die Erhaltung ihrer freyen unabhängigen Exiſtenz iſt die einzige und unerläßlich nothwendige Bedingung, damit die Hanseſtädte das in der Folge ſind, was ſie bisher mit ſo glücklichem Erfolge für Europa waren, ohne dieſelbe iſt ihre Wichtigkeit dahin und ſie ſinken in die Claſſe gewöhnlicher Handelsſtädte herab.

So ſehr die Wahrheit dieſer Behauptung ſchon aus dem bisher geſagten einzuleuchten ſcheint, ſo iſt es doch wohl der Mühe werth, über einen Punkt von der Wichtigkeit noch einiges hinzuzufügen, damit man ſich ja nicht durch den Irrthum verführen laſſe, als würden die Hanseſtädte unter der Gewalt eines Fürſten dieſelben Vortheile für den Geſammthandel gewähren, als zuvor, und zugleich eine ergiebige Hülfsquelle für die

erschöpften Finanzen abgeben. Schon oben haben wir vón dem Einflusse der republikanischen Verfassung der Hansestädte auf ihren Handel und ihre commercielle Wichtigkeit gesprochen und nur wenig braucht hier hinzugefügt zu werden, um zu zeigen, daß die Erhaltung ihrer politischen Independenz die Hauptbedingung ihres blühenden Wohlstandes und ihres ausgedehnten Handels ist. Nur ihre Selbständigkeit gibt ihnen ja die einzige vollkommen sichere Garantie ihres freyen Handels, der Hauptquelle ihres Wohlstandes, eine Garantie, welche kein auch noch so förmliches Versprechen des neuen Oberherrn je würde geben können. Zu viele Umstände könnten eintreten und würden selbst wahrscheinlicher Weise eintreten, welche ein solches Versprechen unwürksam machen könnten, als daß es je zu erwarten wäre, auf diese Weise einen Ersatz für die verlohrene, unabhängige Existenz zu erhalten. Wollte man auch nicht an den bey der gegenwärtigen Lage von Europa, — wo es einem jeden nur irgend beträchtlichen Staate unmöglich wird, bey einem zwischen den Hauptmächten entstandenen Zwiste auf die Dauer seine Neutralität zu behaupten, — gewiß sehr möglichen Fall denken, daß der Oberherr der Hansestädte auch vielleicht selbst wider seinen Willen gezwungen würde, an diesen politischen Händeln Theil zu nehmen, und den Handel der Hansestädte Preiß zu geben, wie viele Anlässe könnten dennoch eintreten, welche die Erfüllung eines solchen Versprechens auf die Länge verhinderten? Unbekanntschaft des Fürsten selbst mit dem Handel, mit der merkantilischen Wichtigkeit dieser Städte, Hintansetzung ihres Interesse gegen das, was man vielleicht als das Interesse des ganzen Staats ansehn möchte, Privatabsichten oder böser Wille mächtiger Günstlinge, vor allem aber Finanzangelegenheiten könnten nur zu leicht die Uebertretung einer solchen gegebenen Garantie veranlassen. Beschränkungen der Ein-

und Ausfuhr waren in den Hanseſtädten ſo gut als gänzlich un=bekannt, alle Nationen waren dort gleich gern geſehen, denn die Städte kannten kein anderes Intereſſe, als das ihres Han=dels und ſtanden mit andern Staaten in gar keinen politiſchen Verbindungen. Dieß würde beynah unvermeidlich aufhören, ſobald die Hanſeſtädte Theile eines größern Staats würden, welcher in mehr oder minder freundſchaftlichen Beziehungen mit andern Nationen ſtände, und ihren Handel mehr oder weni=ger zu begünſtigen ſuchte, wodurch nothwendig der bisher ſo allgemeine Credit und die Sicherheit des Handels der Hanſe=ſtädte, welche ſich größtentheils mit auf die ſtrenge Gleichheit in der Behandlung aller Nationen gründet, gleichfalls ſehr ge=ſchwächt werden müßte. Einer der Hauptvortheile, welchen die Hanſeſtädte bis jetzt gewährten, ihre ſtrenge, keiner Eiferſucht anderer Mächte ausgeſetzte Neutralität in den Seekriegen und die unter ſolchen Verhältniſſen wohlthätige Lebhaftigkeit ihres Handels, würden nothwendig wegfallen. Nur politiſch voll=kommen unbedeutende Staaten, wie bisher die Hanſeſtädte wa=ren, können ja hoffen, dies Glück auf die Dauer zu genießen, und ſelbſt dieſe Städte, ſo unbedeutend ſie auch waren, wurden ja in den Strudel der politiſchen Verwickelungen in unſern Ta=gen mit hineingezogen; wie viel mehr, wenn ſie je zu einem großen Staate gehört hätten! — Auch ſelbſt der Vortheil, wel=chen ihnen vielleicht vortheilhafte mit dem Auslande geſchloſſene Handelsverträge bringen könnten, möchte doch wohl ſchwerlich groß genug ſeyn, um ihnen einen hinreichenden Erſatz für die=ſen Verluſt zu geben.

So würden die Hanſeſtädte unter der Regierung eines Für=ſten bald das allgemeine commercielle Intereſſe verlieren, wel=ches ſie gegenwärtig beſitzen, und ihr geſchwächter Wohlſtand ſie auch als finanzliche Hülfsquelle wenig brauchbar machen;

denn um großen Gewinn von ihnen ziehen zu können, müßten ja nothwendig Industrie und Handel mit Auflagen beschwert werden, das sicherste Mittel, um beyde zu schwächen!

Indem aber so die politisch unabhängige Existenz der Hansestädte die hauptsächliche Bedingung ihres eigenen Flors und Wohlstandes ist, ist sie auch zugleich mittelbar für alle übrigen handelnden Nationen von der höchsten Wichtigkeit, um ihnen fernerhin die Vortheile zu gewähren, welche sie bisher durch diese Städte erhielten. Alles bisher Gesagte ist auch hier mit wenigen Modificationen anwendbar. Das Zutrauen, die politische Nullität, wodurch die Hansestädte bisher dem übrigen Europa so wichtig wurden, würde verschwinden, sobald sie einem Fürsten gehorchten. Mit dem Verluste ihrer Neutralität würde nicht nur den Städten selbst eine Hauptquelle ihres Wohlstandes verstopft, sondern auch alle andere Nationen dadurch einen empfindlichen Verlust erleiden. Was in unsern Tagen höhere Rücksichten nothwendig machten, was die Hansestädte bis jetzt noch so glücklich sind, als einen außerordentlichen Zufall, außer der gewöhnlichen Ordnung der Dinge, betrachten zu können, würde dann bald zur Regel werden, und dies allein kann ja schon einen hinreichenden Beweiß davon abgeben, wie traurig alsdann ihr Loos seyn würde.

So waren und sind die drey Städte Lübeck, Bremen und Hamburg, die schwachen Reste eines ehemals mächtigen Bundes, die ehrwürdigen Zeugen einer größern Vergangenheit. Durch einen gemeinschaftlichen Namen, durch die Aehnlichkeit ihrer Verfassung, durch das höchste gleiche Interesse vereinigt, stehen sie da, die Stützen und Zufluchtsörter ächt deutschen Sinnes und Charakters. Zwar ist auch der blühende Baum ihres Glücks, durch den Sturm entblättert, welcher in unsern Tagen ertödtend über Europa dahinfuhr, der vor allem in un-

serm gemeinsamen Vaterlande so manche schöne Frucht im Keime zerstörte; aber noch steht der Stamm der deutschen Eichen unerschüttert, noch lebt in jenen Städten alte Biederkeit, ein reger, alles umfassender Gemeingeist voll Wärme und Eifer für alles Gute und Schöne, der sich ja in den letzten unglücklichen Zeiten oft so herrlich bewährte. Durch diese Tugenden erwarben sich bisher diese Städte die wohlverdiente Achtung großer Mächte und werden sie immer erhalten, zum schönen Beweise, daß auch der Schwache dem Mächtigen Achtung abzunöthigen vermag!

So sey es denn auch dem Verfasser dieser Blätter, den kein anderes Interesse an die Hansestädte knüpft, als das allgemeine, welches jeden Deutschen an sein Vaterland fesselt, als die innige Liebe zu der glücklichen Verfassung jener Städte und die hohe Achtung des ehrwürdigen Gemeingeistes, der sie beseelt, so sey es auch ihm erlaubt, hier aus vollem Herzen den Wunsch niederzulegen, den gewiß jeder Deutsche, welchen die Stürme unserer Tage seinem Vaterlande nicht entfremdeten, innig mit ihm theilt, daß bald die Morgenröthe eines schönern Tages, einer friedlichern Zeit, auch diesen Städten ihren Flor und ihre Thätigkeit wiedergeben möge, zum Seegen für Deutschland und zum Heil der ganzen europäischen Menschheit!

Friedrich Saalfeld.

Geburt und Wiedergeburt.

„Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch; und was vom Geist geboren wird, das ist Geist.“ Joh. 3. 6.

Unter den verschiedenen Systemen, die in der dunkeln Lehre der Elemente oder Grundprincipien der körperlichen Dinge von den Natur-Philosophen sind aufgestellet worden, ist wohl das vor andern wahrscheinlich, das zwey strittige **Principien**, die durch ein **drittes** vereiniget werden, annimmt, und aus der Art der Vereinigung und dem mehr oder weniger der Principien die Verschiedenheit der körperlichen Dinge erklärt; übrigens aber ein **Unreines** anerkennt, das in dieser Unterwelt dem **Reinen** anhängt, und seine Kräfte und Thätigkeit hemmt und hindert.

Es ist dies System nicht allein in sich selbst das einfachste, sondern es wird auch durch die ältesten Kosmogonieen, wo von zwey solchen Principien, einem thätigen und einem **leidenden**, bey den Chinesen das **Vollkommene** und das **Unvollkommene**, bey den Indiern das **Männliche** und

das Weibliche ꝛc.; und von einem Ur-Unreinen, bey den Parsen die Finsterniß des Ahrimans ꝛc. immer und überall die Rede ist, bestätiget.

Moses lehrt auch: der Acker sey um des Menschen Willen verflucht worden *); doch sagt er: vorher, als Gott die Thiere der Erde und des Wassers, und allerley gefiedertes Gevögel der Luft, ein jegliches nach seiner Art, und Gras und Kraut, das sich besaame, und Bäume, die ihren eignen Saamen bey ihm selbst haben ꝛc. gemacht hatte, sey alles sehr gut gewesen.**)

Nun ist zwar die Hervorbringung jener ersten Exemplare der körperlichen Dinge etwas anders, als ihre Fortpflanzung seit dem; doch ist das Procedere der Natur in beyden Fällen nicht verschieden, und kein anderes. Sie vereinigte nehmlich, bey jener Hervorbringung, die zwey Principien, wie sie damals seyn mochten, und vereiniget sie, bey der Fortpflanzung, wie sie nun sind, das ist, mit dem ihnen anklebenden Unreinen.

Dies nun geschieht bey allen körperlichen Dingen, in allen Classen, Gattungen und Arten. Und das ist gebähren, oder Geburt in der physischen Natur; Wiedergeburt würde seyn, wenn die Natur die zwey in einem Körper vereinigten Principien trennte, und, von dem ihnen anklebenden Unreinen befreyt, wieder vereinigte.

Dies aber kann sie, wie die Erfahrung lehrt, sich selbst gelassen, nicht. Indeß wehrt sie sich ihrer Haut, und arbeitet unaufhörlich, was ihr im Wege ist und ihren Gang hindert, von sich und auf die Seite zu schaffen. Und ihr bey dieser Arbeit, in den Krankheiten des menschlichen Körpers, zu

*) 1. Mos. 3. 17. **) 1 Mos. 1. 21.

Hülfe zu kommen, ist die ganze Kunst und das ganze Geschäft der Arzeney-Gelehrten. —

Eine gleiche oder ähnliche Bewandniß, wie mit der physischen Natur, hat es mit der moralischen im Menschen vom Weibe gebohren. Er besteht auch aus zwey Naturen, einer verständigen und einer sinnlichen, die strittig und wider einander sind. „Das Fleisch gelüstet wider den Geist, und „den Geist wider das Fleisch; dieselbigen sind wider einan„der.“ *)

Und natürlich sind sie wider einander; denn die eine denkt, die andere lähmet das Denken; die eine will, die andere lähmet den Willen; die eine suchet das Vollkommene, und einet das Stückwerk und Zertheilte, die andere weiß von dem Vollkommenen nichts, und hängt und hält nur an dem Stückwerk; die eine will sich mittheilen und geben, die andere zu sich reißen und haben u. s. w.

Die Verbindung von zwey in sich selbst so ungleichen und einander so entgegengesetzten Naturen in Einem Wesen ist ein Knoten, an dessen Auflösung die menschliche Vernunft von je her ihre Kräfte versucht hat, und sie hat nicht recht ins Reine bringen können, wie es mit dieser Verbindung zusammen hänge.

Unsere Religion giebt zu verstehen, daß sie der erste Mensch durch Mißbrauch der Freyheit, mit der er aus Gottes Hand hervorgegangen war, verdient, und über sich gebracht habe; und die ältesten Urkunden und Traditionen aller Völker stimmen damit überein.

---

*) Galat. 5. 17.

Bey den Indiern wird der erste Mensch aus „dem, was ohne Anfang und Ende ist, und was für die Sinne nichts ist,“ gemacht, und er läßt sich Ruthren verderben; bey den Parsen ist der „Vater des menschlichen Geschlechts lichtglänzend, rein, mit himmelan schauenden Augen,“ und er läßt sich durch Ahriman, das Princip des Bösen, die Augen blenden, u. s. w.

Die Sage von einem eisernen, bleyernen ꝛc. Weltalter, denen ein goldenes vorangegangen war, scheint mit auf einen ursprünglich glorreichen Zustand des Menschen und einen Verfall desselben zu deuten, und bringt auf Vermuthungen. Wenn aber die griechische Mythologie von **Mänaden** und **Thyaden** erzählt, die durch das Geräusch ihrer Pfeiffen und Cymbeln die Stimme des Gottes, den sie begleiten, verdunkeln und überschreyen; von **thracischen Weibern**, die den **Orpheus** zerrissen haben; von einem **Ixion**, der sich mit der **Nephele** einließ, und mit dieser **Wolke**, die er die **Juno** glaubte, die **Centauren**, **Halb-Menschen** und **Halb-Thiere**, erzeugte; so ist der Sinn fast nicht zu verkennen.

Doch dem sey, wie ihm wolle, der Mensch erfährt an und in sich, daß die zwey Naturen in ihm uneins und wider einander sind; daß die **verständige**, die ihrer Würdigkeit nach **thätig** seyn sollte, in ihm **leidend**, *) und die **sinnliche**, die **leidend** seyn sollte, **thätig** ist, und daß die eine nur auf Unkosten der andern zu Kräften kommen und die Oberhand gewinnen kann. **)

---

*) Die Leidenschaften stehen nicht ohne Ursache in übeln Ruf, und haben nicht von ungefähr, in fast allen Sprachen, ihren Namen vom Leiden, weil da nehmlich das Verständige leidet, wider seine Natur und Würde.

**) Matth. 6. 24.

Von dem Verhältniß dieser zwey Naturen in einem Menschen, und dem Einfluß, den die eine und die andere in sein Thun und Lassen hat, hängt sein Wohl und Wehe, sein Werth und Unwerth ab, und darum ist alles, was sie angeht, was darauf Bezug hat und davon gewußt werden kann, für ihn über alles merkwürdig und wichtig.

Die sinnliche Natur im Menschen wird in ihm von ihres Gleichen unmittelbar berührt; sie liegt gleichsam nach Außen, und umschließt das Verständige in ihm, wie die Hülse den Kern, wie das Weiße im Ey den Dotter. Was um uns her sichtbar und sinnlich ist, sehen wir, wahrnehmen und empfinden wir in und an sich selbst, und genießen es ungehindert und ohne Mühe.

Nicht so das Verständige; das wird in uns von seines Gleichen nicht unmittelbar berührt. *) Wir nehmen es nur wahr in und an seinen Wirkungen; und zwischen dieser Wahrnehmung und der unmittelbaren Berührung ist eine große Kluft, die erst überstiegen werden muß.

So wissen alle Menschen, daß ein Gott ist. Aber, ob sie gleich, wie Paulus sagt, in ihm leben, weben und sind; **) so nehmen sie ihn nur an den Werken, nehmlich an der Schöpfung der Welt, wahr, und das ist dem Apostel noch nicht

*) Wenn wir wirklich etwas von der unsichtbaren Welt verstünden; so müßten wir noch, um davon verständlich und bestimmt sprechen zu können, eine eigene Sprache haben. Unsere gewöhnliche Sprache, die in der sichtbaren Welt zu Hause ist, wird, wenn man sie auf die unsichtbare anwendet, eine bloße Hieroglyphe, die ein jeder nach der Analogie deutet, wie er will und kann, um den correspondirenden Begriff zu finden.

**) Apostelgesch. 17. 28.

alles. „Daß Gott ist, das ist, sagt er, den Menschen offenbar; *) und „doch sollen sie den Herrn suchen, „ob sie doch ihn fühlen und finden möchten.“ **)

Christus spricht Matth. 5. 8. von dieser Sache, und giebt zugleich einen Fingerzeig über den Weg dazu:

„Seelig sind, die reines Herzens sind, denn sie „werden Gott sehen.“

Wer denn Gott sehen will, muß reines Herzens seyn, das Eitle nicht lieb haben, das ungöttliche Wesen verläugnen und die weltlichen Lüste ꝛc. — Er muß also einen gegenwärtigen Genuß, den er siehet und hat, für einen künftigen, den er hoffet und nicht siehet, aufgeben.

Wie aber kann der Mensch das thun? — Nicht anders, er habe denn eine gewisse Zuversicht deß, das er hoffet, und zweifle nicht an dem, das er nicht siehet; das ist: er habe denn Glauben. ***) Wie auch die heilige Schrift sagt: „wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß „er sey, und denen, die ihn suchen, ein Vergelter seyn werde. ****)

So gieng Abraham aus seinem Vaterlande und aus seiner Freundschaft „in ein Land, das er ererben sollte, und wußte nicht, wo er hinkäme.“ *****)

So wollte Moses „nicht mehr ein Sohn heißen der Toch-

---

*) Röm. 1. 19. **) Apostelgesch. 17. 27. Ps. 27. 8. 4 Mos. 6. 25, 26.

***) Ebr. 11. 1. „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht deß, „das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht „siehet.“

****) Ebr. 11. 6. *****) Ebr. 11. 8.

„ter Pharao, und erwählet viel lieber, mit dem Volke Gottes
„Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergötzung der Sünde
„zu haben, und achtet die Schmach Christi für größern Reich-
„thum, denn die Schätze Egypti. Denn er sahe an die Be-
„lohnung — und hielt sich an dem, den er nicht sahe, als
„sähe er ihn.“ *) rc.

Sie glaubten, diese Helden, und hatten den Kampf gekämpfet, der uns verordnet ist. **) — Und es ist kein anderer Weg, sich dem Verständigen zu nahen, und zu seinem Genuß zu kommen. „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen,“ sagt die heilige Schrift. ***)

Man sieht denn, was der Glaube für ein erhaben, edel Ding ist, und wie thöricht und schwach es sey, so hin übel von ihm zu sprechen.

Wenn der Mensch nicht an Gott und göttliche Dinge glauben, und sich dadurch den Kopf oben halten könnte; so würde er seiner sinnlichen Natur anheim fallen, und verkommen. „Dieweil sie wußten, daß ein Gott ist, und
„nicht geachtet haben, daß sie ihn erkenneten — hat sie
„auch Gott dahin gegeben in ihrer Herzen Gelüste — in die
„schändlichen Lüste — in verkehrten Sinn zu thun, was
„nicht taugt,“ und was kaum ein Vieh thut. ****)

Durch den Glauben also kann der Mensch, wie die physische Natur, eine Krisis zu Wege bringen, und an seiner Reinigung und Herstellung arbeiten. Aber sie vollenden und den Schaden bessern — das kann er, sich selbst gelassen, nicht.

*) Ebr. 11. 24. **) Ebr. 12. 1. ***) Ebr. 11. 6.
****) Röm. 1.

„Es sey denn, daß jemand von neuem geboren werde, „kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ *)

„Wie aber das Korn aller natürlichen Weisheit verwesen, in Unwissenheit vergehen muß, und wie aus diesem Tode, aus diesem Nichts, das Leben und Wesen einer höhern Erkenntniß hervorkomme und neu geschaffen werde, so weit reicht die Nase des Sophisten nicht.“ **)

Die Wiedergeburt ist ein Geheimniß, und muß, wie alle Geheimnisse, die von sicherer Hand kommen, aufs Wort und ohne Weiteres geglaubt und angenommen werden.

Doch als der wiß- und lehrbegierige Nikodemus nicht begreifen konnte, wie ein Mensch gebohren werden könne, wenn er alt ist, und bescheiden fragte: wie solches zugehen möge; ***) ließ sich Christus einigermaßen mit ihm ein, und äußerte, daß die Meister in Israel dieß Geheimniß ehedem gewußt hätten, und noch wissen sollten.

Wenn wir es nicht wissen; so kann uns das trösten, daß man eine Sache haben kann, ohne sie zu begreifen, oder: daß man, wie Christus spricht, „das Sausen des Windes „hören kann, ohne zu wissen, von wannen er kommt, und „wohin er fähret.“ ****)

Doch dürfen wir bescheiden und lehrbegierig, wie Nikodemus, fragen, und der heiligen Schrift, die von dieser großen Sache so oft und vielfältig, und auf so mancherley Weise redet, nach den Augen sehen.

Nach dem, was sie von der inwendigen Gestalt eines

---

*) Joh. 3. 3.

**) Sokratische Denkwürdigkeiten, von J. G. Haman. Seite 51.

***) Joh. 3. 4, 9, 16.

****) Joh. 3. 8.

Wiedergebohrnen äußert und zu verstehen giebt, ist in einem solchen Menschen Hülse und Kern rc. ein Neues geworden; die geringere Natur in ihm ist der bessern geopfert, und die zwey Naturen sind nicht mehr wider einander, sondern einig und eins; oder: der partielle, eigene Wille, aller Unordnung und Noth Ursache und Anfang, ist in ihm in den großen, allgemeinen Willen wieder eingegangen.

Aber Niemand begreift diesen Zustand, als wer jene Heldenbahn betreten, den Fersenstich des Kampfs, und den Frieden des Sieges oft erfahren und geschmeckt hat. Nur der Mann kann von ferne ins gelobte Land hineinsehen, und einigermaßen begreifen: wenn durch den Vorhang, der ihn von Gott scheidet, solch ein süßer Friede, der immer doch nur beschränkt ist und wieder gestört und unterbrochen wird, über ihn kommen kann; was es denn seyn werde, wenn der Vorhang zerrissen wäre, und dieser Friede, voll und ungehemmt, aus der lautern, lebendigen Quelle über ihn käme, und nicht wieder von ihm genommen würde. *)

Und diese Vorempfindung ist die Morgenröthe von dem „im Acker verborgenen Schatz, welchen ein Mensch fand, „und hielt ihn geheim, und ging hin für Freude über denselbigen, und verkaufte alles was er hatte, und kaufte „den Acker. **)

Der Preis ist nicht geringe; doch ist der Schatz für keinen andern feil, ***) und die ihn für diesen Preis gekauft haben, preisen sich alle seelig in dem Genuß der guten Folgen, die sie erwartet hatten; und einigen unter ihnen sind noch andre neben aufgegangen.

---

*) Joh 16. 22. **) Matth. 13. 44. ***) Matt. 10. 39.

Die physische Natur ist an feste Gesetze gebunden, und kann davon nicht abweichen, weder zur Rechten noch zur Linken. Wenn es also in ihr eine Wiedergeburt gäbe; so wäre, wenn einer die Gesetze wüßte, der Erfolg gewiß und nothwendig. Aber der Mensch ist ein freyes Wesen, und wird als ein solches behandelt. Gott erwartet seinen Willen, nehmlich den Willen seiner verständigen Natur, denn die sinnliche hat keinen Willen, sondern nur Neigungen und Triebe. „Der Herr ist nahe bey denen, die zerbrochenen „Herzens sind, und hilft denen, die ein zerschlagen Gemüth „haben.“ *)

Wie also die Wiedergeburt ohne Gott nicht geschehen kann, so kann sie auch ohne den Menschen nicht geschehen; und wem geholfen werden soll, der muß geholfen seyn wollen, und an eine Hülfe glauben. Und zwar muß dieß Wollen und Glauben nicht etwa ein Gedanke, eine Betrachtung im Herzen, sondern eine Fassung, ein Zustand des Herzens seyn. Denn es ist umsonst, und hilft nicht, daß ein Herz von Glauben und Zerbrechen und Zerschlagen zu handeln und zu sagen weiß, oder zerschlagen seyn möchte; es muß wirklich zerbrochen und zerschlagen seyn. Dann nur ist, nach der heiligen Schrift, der Herr nahe.

„Es sey denn, daß jemand geboren werde aus dem Wasser „und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen.“**)

„Apollo, ein beredter Mann, und mächtig in der Schrift, redete zu Ephesus mit brünstigem Geist, und lehrte mit Fleiß von dem Herrn, und wußte allein von der Taufe Johannis;

---

*) Ps. 34. 19. **) Joh. 3. 5.

aber Aquilla und Priscilla nahmen ihn zu sich, und legten ihm den Weg Gottes noch fleißiger aus." *)

„Die Jünger, die Paulus zu Ephesus fand, hatten auch nie gehört, ob ein heiliger Geist sey, und waren nur auf Johannis Taufe getauft. Paulus aber sprach: Johannes hat getauft mit der Buße, und saget dem Volk, daß sie sollten glauben an den, der nach ihm kommen sollte, das ist, an Jesum, daß er der Christus sey." **)

Wenn also Christus von Wasser und Geist spricht, so muß man wohl nicht an die Wasser-Taufe Johannis denken, sondern an das lebendige Wasser, das er giebt,***) und an den heiligen Geist, mit dem er taufet. ****)

Der allein ist der Anfänger und Vollender in dem Herzen, das Leide getragen und die Zeit der Reinigung treu vollbracht hat. Der tröstet, erleuchtet und heiliget; und wird vom Vater gegeben, denen, die ihn bitten. *****)

Und wie das Waizenkorn in der Erde erweicht und aufgelöset wird, und nach und nach, ohne daß wir es verstehen und begreifen, ein Leben seiner Art annimmt, Keime treibt und im Stillen fortwächset, bis der Halm über der Erde zum Vorschein kommt; so geht es, nach der heiligen Schrift, auch in einem solchen Herzen. Es verliert nach und nach seine eigne Gestalt, und die vorigen Neigungen und Ansichten, spürt in sich etwas Lebendiges und Kräftiges, das den Geist mehr und

*) Apostelgesch. 18. 24—26.
**) Apostelgesch. 19. 3, 4.
***) Joh. 4. 10.
****) Joh. 1. 33. Matth. 3. 11.
*****) Luc. 11. 13.

mehr lößet und über diese Welt erhebt, bis der Tag anbricht, *) und der Morgenstern aufgeht, *) und das Geheimniß: „Christus in uns, **)“ in ihm vollendet wird.

Matthias Claudius.

---

*) 2. Petr. 1. 19. **) Coloss. 1. 27.

Gedichte.

Die Himmel.

Es verhüllt sich in Gewölk, schwindet unter mir dahin,
Die Erd', ihr Gefährte, der Mond,
Ihrer Brüder Chor, von Monden umtanzt;
Mir schwindet, wie vor eilendem Roß der leuchtende Wurm,
Die Sonne dahin!

Es versenkt, es erhebt,
In die Höh'n, in die Tiefen
Der Schöpfungen Gottes
Sich staunend der Geist, und trunken von Wonne,
Doch bebend und bang!
Denn es rauscht das flammende Meer
Der Schöpfungen Gottes,
Wog' auf Woge, Himmel nach Himmel dahin!
Sirius und Arktur, und die Orionen,
Die gewölbte Veste, so hienieden wir sehn,
Und der Sonnengurt, der umher sich schlingt,
Sind Tropfen im Meer, und sind jenen gleich,
Die bey Nacht, an des Fischers Kahn
Der leuchtende Schlag des Ruders erhebt.

Jeder Tropfen ein Sonnenmeer,
Jede Sonn' umringt von kreisenden Erden,
Und umringt von Monden die Erden;
Und jegliche Sonn', und die Erden, und die Monden allzumal,
Von Geschöpfen, die Dein, Hallelujah, o Gott, die Dein
Harren, bewohnt, die sich Dein, o Unendlicher, erfreun!

Denn, o Gott, mit unendlicher Macht
Gossest Du aus die strahlende Urne,
Da Du schufst, gossest sie aus mit unendlicher Weisheit,
Gossest sie aus mit unendlicher Liebe!
Spendetest Kraft, spendetest Wahrheit,
Jeglichem Geist, jeglicher Seele;
Spendetest, aus dem Herzen der Urkraft,
Das Leben jeglicher Kraft, die Liebe!

Liebe, nur Liebe, bewog
Unendlicher, Dich,
Zu schaffen! Du sprachst — es erscholl,
Das von Ewigkeit war, das Wort!
Auf dem Ocean der werdenden Schöpfung
Schwebte Der von Ewigkeit war, der Geist!
Es durchströmte fortan die ganze Schöpfung
Der Liebe Hauch, es schwoll ihm empor
Das Geäder der Welt.

Nicht der Erd' allein, dem Stäubchen im Staube,
Der um unsre Sonne, den Funken, kreißt,
Ward Erbarmung und Liebe!
Wo sich Leben ergoß, da ergoß
Sich Liebe zugleich mit ewigem Leben!

Durch das Wort entstand, was da ist,
Durch das Wort wird erhalten, was da ist;

Erstummte das Wort, o, so rauschte hinab,
Wie von Alpenhöh'n im Lenze der Schnee
In den Abgrund stürzt,
Die zerrinnende Welt mit erlöschenden Sonnen,
Mit erloschner Kraft hinschwindender Geister!

Es ward Fleisch hienieden aus Liebe, das Wort,
Seiner Lieb' entquoll der Schöpfungen Meer,
Wie die Erde, der Tropfen, ihr entquoll!

Es vernimmt schon itzt, mit geistigem Ohr,
Der entzückte Mensch den silbernen Klang
Der Sphären; er vernimmt, weit höher entzückt,
Den Gesang der Bewohner jeglicher Sphäre!
Sie singen Sein Lob, des Ewigen Lob!
Es singe der Mensch,
Der Pilger im Staube,
Der Erbe des Lichts,
Mit ihnen Sein Lob,
Des Ewigen Lob!

Fr. L. Graf zu Stolberg.

Der Todtenkopf.

Grabbewohner, Todverkünder,
Bleicher Lebensüberrest!
Zitternd schaut Dich an der Sünder,
Dich der Fromme still und fest;
Weil ja Jenem nur die Sonne,
Diesem ihr Erschaffer lacht,
Jener Nacht sich pflückt aus Wonne,
Dieser Wonne sich aus Nacht.

Nur in eitlen Schein verkleidet,
Stellt Dich jedes Antlitz dar,
Doch, wo alles Wähnen scheidet,
Wirst Du grausig offenbar.
Sing' mit Andacht, wer dies singet!
Von sich selbst singt er ein Lied,
Von der Macht, die ihn umschlinget,
Ihn unrettbar an sich zieht.

Doch kein ängstliches Verzagen
Störe drum des Lebens Schritt.
Muß den Tod es in sich tragen,
Trägt es auch den Engel mit.
Nur gepflegt den Lieben, Holden
Im gebrechlich engen Haus,
Und er sprießet schlank und golden
In des Vaters Gärten aus.

de la Motte Fouqué.

Brief über Gripsholm.

Stockholm, den 16ten Junii 1810.

Endlich, mein lieber Freund, fängt der Winter an, hier aufzuthauen. Er ist mir in meinem Leben nicht so lang geworden, aber ich habe auch keinen so hoch im Norden zugebracht; und die Schweden selbst behaupten, dieser sey ungewöhnlich lang und unfreundlich gewesen; sonst zähle man hier vom Schlusse Aprils an oft schon recht hübsche und warme Tage. Dießmal aber war der May ein wahrer Wintermonat; indessen muß er das wohl öfter seyn. Auch klagen viele, das Klima sey in den letzten fünf und zwanzig Jahren überhaupt unfreundlicher geworden, der Winter nehme jetzt fast immer weg, was man sonst schwedischen Frühling genannt habe, und das Wort eines spanischen Gesandten, der vor zwanzig Jahren hier lebte, werde immer wahrer: hier hat man acht Monate weißen, und vier Monate grauen Winter. So hört man auch hier die Klage, die bey uns von Hamburg bis Amsterdam erklingt, daß die Welt von Tage zu Tage älter und kälter werde. Ich habe nun, nachdem ich den Winter mich etwas in der Sprache festgesetzt, meine kleinen Excursionen

angefangen. Vor acht Tagen sah ich Drottningholm und Swartsjö mit manchen schönen Gegenden, und vor ein paar Tagen kam ich von Gripsholm zurück. Ich war von meinem lieben Engländer James Dickson, den ich schon in Hamburg gekannt hatte, und von dem Königl. Secretär W. begleitet, der uns als Lexicon und Dolmetscher dient: ein sehr unterrichteter Mann, besonders in den alten Geschichten und Sagen des Volks, woran er, wie die meisten Schweden, fast mit einer poetischen Schwärmerey hängt. Es ist doch schön, wenn man eine Geschichte hat, die mit der Fabel zusammenfällt; wir Deutsche haben sie leider nicht, auch sind wir kein Volk. Du hast schon von mir gehört, daß er auch das Deutsche viel liest, und recht gut spricht. Daß er es gut versteht, kann ich doch nicht sagen, wenigstens da nicht, wo es recht ächt Deutsch ist; denn es giebt für die Schweden eine Gränze, worüber sie nicht hinaus können, eben weil sie alles begreifen wollen: denn Verstand und Fertigkeit ist ihnen das Erste. Wir Deutsche wundern uns anfangs, wenn wir zu ihnen kommen, daß sie, unsre nächsten Verwandten, so viel Vorliebe für die Franzosen und die französische Literatur haben; aber wenn man länger mit ihnen gelebt hat, kann man es ihnen nicht ganz verdenken.

Das Schloß Gripsholm liegt 7 schwedische, oder ungefähr 10 deutsche Meilen von der Hauptstadt. Die ersten 4 Meilen gehen meist durch Wald, und die Gegend ist im Ganzen einförmig und reizlos. Nur bey Båtkyrka breitet sich von einem See hinunter eine ganz anmuthige Gegend aus. Hier hielt der unglückliche Erich der Vierzehnte ein Treffen, als seine beyden bösen Brüder Johann und Karl gegen ihn aufgestanden waren. Bey Södertelje, einem kleinen Städtchen, sahen wir einen neu gegrabenen Kanal, der, wie man sagt, bald fertig ist, und wodurch der große See Målare und das an ihm

liegende Stockholm auf einem leichteren und kürzeren Wege mit dem Meere verbunden werden wird, als der gewöhnliche Weg durch die Scheeren bey Dalarö ist. An diesem Kanal, der durch Actien vollendet wird, haben während dem Kriege französische und russische Gefangene gearbeitet. Wir hörten in dem Städtchen von beyden die kurze Charakteristik: die ersten sind lustiger, die andern arbeiten besser. — Die drey letzten Meilen von Södertelje bis Gripsholm war die Fahrt weit anmuthiger. Die Gegend wird offener und weniger waldig und felsig, weite Felder, Wiesen, waldbekränzte Hügel, und Seeen zwischen den Hügeln, mit Dörfern, Landsitzen, und Kirchen erfreuen das Auge. Für das traurige Nadelholz auf der ersten Hälfte des Weges, bekömmt man mehr und mehr Laubholz, alles jetzt im üppigsten Grün und Glanz, hie und da herrliche hundertjährige Eichen, besonders die nächste halbe Meile vor Gripsholm. Diese fuhren wir um die Mitternacht, die hier jetzt fast hell ist, wie der Tag, und deren glühendes Roth, wo Abend- und Morgenröthe um die alte Nacht zu streiten scheinen, die romantische Gegend, mit einem unbeschreiblichen Zauber übergoß. Es ist wirklich jetzt so hell, daß man um Mitternacht Briefe und Zeitungen lesen kann. Wir nahmen unser Quartier in dem kleinen Städchen Mariåfred, welches auf einer Erdzunge des Mälare liegt, fast rings von seinen Wellen umspühlt. Man hat von da etwa dreyhundert Schritt zum Schlosse.

Wir hatten für Gripsholm nnr Einen Tag bestimmt, aber es wurden drey daraus, so lieblich ist die Gegend, und so viel Merkwürdiges und Interessantes enthält das Schloß in seinen Mauren, und erzählt es dem Wanderer durch alte und neue Erinnerungen. Hier haben drey Könige von Schweden als Staatsgefangene gesessen; manche Magnaten und Parteyführer

haben hier auf Erlösung, durch wiedergegebene Freyheit oder durch den blutigen Tod, geharret; andere haben in diesen Mauren den Rest des Lebens abgesessen: aber auch in glücklicheren Zeiten haben königliche Männer und Frauen hier gespielt und sich ergötzt, und durch Freudenmahle, Spiele, Tänze und Feste die düstern Erinnerungen verscheucht, deren Gespenster um diese alten Thürme und Mauren flattern. Hier war Adolph Friederich häufig mit seiner großen Königin, der größten Schwester Friedrichs des Zweyten: sie hat in den Wäldern hier herum sogar Elenne geschossen, die man hier nun nicht mehr sieht; dieß war der Lieblingsort des fröhlichen Gustav des Dritten, der oft hieher flog, die Sorgen der Regierung abzuschütteln; hieher zog seinen unglücklichen Sohn ein anderer Sinn, welcher gern weißagend auf alten und längstvergangenen Dingen brütete, und in ihrer Erinnerung schwermüthig wollüstige Nahrung fand für sein verdunkeltes Gemüth. Auch mir wird diese schöne Stelle unvergeßlich seyn, bey allem Reiz des herrlichen Sees, der lustigen Eichenwälder, und der grünen Felder und Wiesen, die sie umgeben, doch gleichsam ein trauriges Königsmausoleum, wie einst jenes Persepolis, das Alexander verbrannte, von welchem Einige meynen, es sey zugleich der Sitz der todten und der lebendigen Großherren des alten Persiens gewesen. Ich will Dir erzählen, was ich gesehen und empfunden habe; leicht und flüchtig, wie die Stunde es giebt. Mein Freund W. erzählt und erklärt mit mir, oder vielmehr bin ich nur sein nachsingender Kukuk; doch von dem Ton ist das Meiste mein eigen.

Hier wohnte noch vor einigen Monaten der unglückliche Gustav Adolph mit seiner Familie, dessen menschliche Tugend ihm eine Theilnahme verdient, die der Mangel an königlicher Tugend in der Geschichte nie vertilgen wird. — Immer mag

er — was die meisten seiner Landsleute bitter klagen — das Unglück, ja das Unheil seines Landes gewesen seyn; in seinem Gemüthe und Charakter, und in dem Schicksal seiner Zeit und seines Herzens liegt etwas so Tragisches, daß er nach Jahrhunderten von mehr als einem Poeten auf die Bühne des Heldenspiels gebracht werden kann. Dann wird die Freude und das Leid auch dieser Zeit vergessen seyn, und menschlich wird über ein Verhängniß gerichtet werden, das ihm zu mächtig war in Tagen, wo stärkere und gewaltigere Männer untergehen mußten. Sein Charakter ist ächt tragisch: Disharmonie zwischen Ohnmuth und Leben, mehr Wille, als Beweglichkeit, ein Zustand, wodurch solche, die recht eigentlich im Strudel des bewegtesten Lebens zugleich die festen nnd losen seyn sollen, wodurch Könige und Kriegsfürsten unvermeidlich untergehen. Noch tragischer wird die Geschichte Gustav Adolphs, wenn man hört, wie dunkle Triebe und Ahndungen von Kindheit auf in seiner Brust spielten, und wie er gleichsam durch unsichtbare Mächte in süße Träume von Rettung eingewiegt ward, als die Stunde seines Falles schon im leisen Glockenspiel voranklingelte, was bald als Donnerklang des Schicksals in sein Ohr schmettern sollte. Höre einige Geschichten, wie sie ganz Stockholm erzählt, die Freunde des gefallenenen Königs mit Thränen, seine Feinde mit Spott.

Gustav Adolph, als Kind und Knabe, war kalt, verständig, freundlich, wahr, gerecht, offenbarte keine großen Eigenschaften, doch solche, die einen treuen, redlichen, festen und arbeitsamen König versprachen. Das Volk, welches das Genie Gustavs des Dritten nicht hatte dulden können, hoffte sich in seinem Sohn einst eines besonnenen und verständigen Königs zu freuen. Als der Prinz dem Jünglingsalter näher

kam, ward sein Schicksal und der Schein seines Gemüthes anders. Sein großer Vater fiel durch den Schuß eines Mörders; Argwohne, Verdachte, Kabalen aller Art umgaben ihn hinfort; Gerüchte, Zuflüsterungen, Winke bearbeiteten ihn; jeder, nach seinem Interesse, oder seinem Gefühl der Dinge, schob ihm von dem Seinigen in das Herz, um über dieses Herz etwas zu gewinnen: ein unvermeidliches Uebel bey solchen, wovon man weiß, daß sie einmal die Herren seyn werden. Und wenn dieß auch nicht war, wie konnte der Jüngling das Hören und Sehen lassen? Sein Vormund und Vaterbruder, der jetzige König Karl der Dreyzehnte, war gewiß der Mann nicht, bey welchem man an arge Plane gegen den königlichen Prinzen denken konnte — auch hat die Zeit ihn lange gerechtfertigt; — aber Factionen, die in Schweden nie gefehlt haben, hatten vielleicht ein Interesse, den Prinzen mißtrauisch zu machen. Gewiß ist es, daß in seinem ganzen Wesen und in der Farbe seines Charakters eine sichtbare Veränderung vorging, als die Jahre näher kamen, wo er zum Manne reifte und wo er die blutige Krone seines Vaters auf sein Haupt setzen sollte. Dieß war so auffallend, daß einige seiner Freunde noch diese Stunde glauben, es sey etwas Ungebührliches mit ihm vorgenommen; sie erzählen sich Geschichten von einem *** der ihm eine Art Trank gereicht haben solle, der, nach verschiedener Deutung, von einigen Philtrum, von andern ein Giftgemisch genannt wird. Seit dieser Zeit soll er spröd, unhold, und ungleich, und bisweilen bis zur Ungebühr aufbrausend und verdüstert geworden seyn. Auch seine Lehrer werden beschuldigt, daß sie es mit ihm versehen haben, und daß er ein ganz anderer Mann geworden seyn würde, wenn man nicht alles verkehrt mit ihm gemacht hätte. Du weißt wohl, solche Geschichten und Beschuldigungen haben bis auf einen gewissen Grad

immer ihren Schein und ihre Wahrheit; aber dieß läßt sich alles ganz natürlich erklären. Für die meisten Menschen ist die Zeit von dem vierzehnten bis achtzehnten Jahre eine entscheidende Epoche, sie werden dann ganz andere Menschen, als sie bisher gewesen: es sind die Jahre des leiblichen und geistigen Durchbruchs, Natur und Gemüth treten heraus, und plötzlich wird oft helle, was vorher dunkel, frisch, was vorher faul, stark, was vorher schwach gewesen; und umgekehrt. Dieß sieht man alle Tage nicht bloß an Königskindern. Zeit, Jugendschicksal, und Erziehung thun freylich das Ihrige, und deren hatte der königliche Jüngling sich freylich nicht zu loben. Sein Erzieher war ein Herr von Rosenstein, der jetzt Minister des Cultus und der Wissenschaften ist, ein Mann von Kenntnissen, aber völlig französisch gebildet, weswegen ihn Gustav als Lehrer seines Sohnes vielen andern vorzog. Man beschuldigt ihn, daß er ein Mann sey ohne Ernst, ohne nordischen Sinn und nordische Kraft, nicht geeignet für einen Knaben, welcher Ernst, Strenge und Religiosität als angebohrnen Keim in sich trug. Er konnte also, wenn er auch das Beste wollte, nie in das Gemüth des Prinzen eingreifen, und der Contrast und der Haß dieses Contrastes konnte den Jüngling leicht nach der entgegengesetzten Seite hin weiter treiben, als er sonst gelaufen seyn würde. Diese entgegengesetzte Seite faßte sein Lehrer in der Religion, Flodin. — — Doch man darf nicht alles glauben, was die Menschen sich von einander erzählen, am wenigsten darf man dieß in einem Lande, wo durch die unglücklichen politischen Spaltungen alles Partey ist; auch erzählt und glaubt die Welt gern das Schlimmste von denen, die viel um Prinzen und Könige sind. Das Gemüth des Jünglings war wohl von Natur so, daß es sich doch zu dem Düsteren und Nächtlichen geneigt haben würde.

Gustav Adolph, als er die Regierung antrat, war ernst, kalt, verständig, fromm, fest oder eigensinnig; gemessen und feyerlich in allem, was er that und sagte; Weibern und ihren Freuden fremd: man sagt, aus Grundsätzen, denn von Natur war er ihrer sehr bedürftig. Manche meynen, man könne ihn in gewissem Sinn mit Philipp dem Fünften von Anjou, König in Spanien, vergleichen; sie erzählen, er sey nie spröder und schroffer gewesen, als wann er seine Gemahlin lange nicht gesehen habe. Doch freute ganz Schweden sich, als er König ward; denn daß er Wahrheit, Redlichkeit und Gerechtigkeit liebe, daran zweifelten selbst die nicht, welche sonst wenig von ihm hofften. Zwar kannte man sein strenges und sprödes Wesen nur zu sehr; doch hoffte man, die Freyheit der Herrschaft und eine geliebte Gemahlin werde ihm viel davon nehmen, und ihn sanfter, freundlicher, und glücklicher machen. Die ersten Jahre seiner Regierung waren still und glücklich; zwar hatte er sich wenig geändert, aber das Volk war immer noch leidlich zufrieden, vielleicht zufriedener mit ihm, als er mit seiner Lage: denn seine Freunde behaupten, er habe schon damals zuweilen geäußert, er sey unglücklich, weil er König sey. Der Reichstag zu Norrköping entzweyte ihn zuerst mit einem großen Theil seiner Unterthanen, besonders mit einem Theil des Adels, der sich durch königliche Gewalt verletzt glaubte. Seit dieser Zeit riß ihn das Verhältniß Europens und sein Gemüth unaufhaltsam in Verwickelungen hinein, aus welchen er sich mit seiner Kraft nicht wieder herauswinden konnte. Immer mochte es Wahrheit und Gerechtigkeit seyn, was ihm vorschwebte, er fühlte sie nur als Mensch, nicht als König; denn hätte er sie zugleich als Mensch und König gefühlt, so hätte er sich rüstiger bewegen und kühner handeln müssen. Jenes höchste Spiel des Lebens, was Politik heißt, verstand

Gustav Adolph nicht, jene Festigkeit Eines Zieles und Einer Idee, wo der große Mann in der bewegten Welt als der beweglichste spielt, so daß das, was den kleinen Menschen Wahrheit und Gerechtigkeit ist, darin oft kaum als Andeutung erscheint. So wie die europäischen Dinge nach seinem Gefühl chlechter und schlechter gingen, ward er nur düsterer und schroffer; alles verstimmte sich mehr und mehr in ihm, selbst Gott und die Religion: und von Zeichen und Wundern, die unmittelbar drein schlagen sollten, erwartete er, was der Mann nur von seiner Klugheit, seiner Tüchtigkeit, und seinem Muth erwarten soll. Schon 1803 und 1804 erzählte man sich Geschichten von ihm, die, wahr oder nicht wahr, doch immer in so fern wirkliche Geschichten waren, als sie mit dem Schein seines Charakters zusammenhingen. Je näher das große, politische Weltspiel den Gränzen Schwedens rückte, je größer die Noth ward, alle Kräfte aufzubieten, um Stürmen zu trotzen, die alles niederzuwerfen droheten, desto mehr versank der König in sich selbst, entfremdete sich der Welt und seinen Freunden, und ward der Starre und Eiserne, der ohne Bewegung durch den trotzigen Willen der Dinge zügeln wollte. Nun zeigte sich auch immer klarer, wie sehr er das Schwärmerische und Finstere liebte. Er unterhielt sich am liebsten von traurigen Gegenständen und tragischen Schicksalen der Könige und Männer, und auch wohl wegen ihres tragischen Schlusses waren es unter den schwedischen Königen vorzüglich Erich der Vierzehnte und Karl der Zwölfte, von welchen er zuweilen sprach; denn er sprach nicht viel. Deßwegen war ihm auch Gripsholm so lieb, und dort hielt er oft einen traurigen und freudelosen Hof; denn was allen andern ein Kerker schien, däuchte ihm ein freundlicher Aufenthalt. Hier saß er noch den Winter 1808, bis die Nachricht, daß die Russen in Finnland

eingebrochen, ihn endlich nach Stockholm und dem näheren Haga nöthigte. Es war, als wenn ein geheimer Zug seines Herzens ihm sagte, wie merkwürdig Gripsholm auch als sein Gefängniß werden würde.

Höre einige Anekdoten von dem Könige, die zu dem Tragischen seines Schicksals wunderbar genug passen.

Im Winter 1807, kurz vor dem Kriege, oder vielmehr im Anfange desselben, als nur erst in Pommern geplänkelt ward, ergriff Gustav Adolph die fixe Idee, das schöne Opernhaus in Stockholm niederreißen zu lassen und es auf einer andern Stelle wieder hinzubauen. Vergebens stellten seine Freunde ihm die Noth des Krieges, die vermehrten Bedürfnisse, und die ganze Wunderlichkeit des Einfalls vor, da durch die Niederreißung dieses Baues einer der schönsten Plätze Stockholms seine Hauptzier verlieren würde. Er blieb fest auf seinem Beschluß, und gab den Befehl, anzufangen. Auch riß man wirklich schon einiges Gemäuer hinter dem Opernhause nieder und ward nur durch den in Schweden und Finnland selbst ausbrechenden Krieg des folgenden Jahres gehindert. Nie hatte der König dieß Haus geduldet, und immer war er ungern hineingetreten; denn der blutige Schatten seines Vaters, der auf einem Maskenball dort erschossen ward, schien ihm warnend entgegen zu schweben. Aber nie hatte er vorher diese Idee gehabt, es ganz zu vertilgen. Auch mit seiner Trauergeschichte hängt das Opernhaus zusammen.

Im Frühling 1808 errichtete man eine Landwehr von 30000 Mann aus der blühendsten Jugend des Reichs, eine Maaßregel, welche die Noth des Augenblicks und das Beyspiel der meisten jetzigen Staaten zu rechtfertigen schien. Aber unverantwortlich schlecht war die Einrichtung und Behandlung dieser Landwehr, die theils in der Unordnung der Regierung,

theils in dem Widerwillen des größten Theils der Nation gegen den Krieg, theils auch in dem persönlichen Haß Vieler gegen den König lag; welches zusammengenommen Stockung in alle Angelegenheiten brachte. Diese Jünglinge wurden fast ohne Nutzen aufgeopfert, und brachten dem Könige nichts als Erbitterung und Verwünschung bey dem ganzen Volke. Denn diese Landwehr ging meistens aus den Hütten der Armen aus, welche gewöhnlich die treuesten Freunde der Könige sind. Die Landwehr der verschiedenen Provinzen hätte man von Offizieren und Unteroffizieren ihrer Regimenter üben, sie dann diesen Regimentern selbst einverleiben, und in ihren Gliedern fechten lassen müssen: so hätten sie Vertrauen, Ehre und Brauchbarkeit gewonnen. Aber was that man? Man bildete eigene Schaaren aus ihnen, und gab ihnen alte abgedankte, zum Theil liederliche und versoffene Offiziere zu Befehlshabern, oder auch Jünglinge, deren Ehre und Charakter freylich unbefleckt war, die aber vom Kriegsdienst nicht mehr wußten, als die, welche abgerichtet werden sollten. Kurz Organisation, Befehl, Behandlung, alles war so, daß die unglücklichen Jünglinge weder Ehre noch Zuversicht hatten; Ausrüstung, Waffen, Kleidung, alles war so schlecht, daß sie andern lächerlich, ihnen selbst erbärmlich vorkommen mußten. Dazu kam noch das Uebel, daß die wohlhabenden Bursche sich meist freykauften und nur die ärmsten bey den Fahnen blieben, da man doch diejenigen hätte behalten sollen, die sich besser hätten kleiden, nähren und den Waffen Ehre verschaffen können; ja man behielt — da man unter Stärkeren und Besseren doch die Auswahl hatte — solche, die an Wuchs und Stärke vierzehnjährigen Knaben gleich und den Beschwerden und Gefahren des Krieges nicht gewachsen waren. Diese Jugend ward größtentheils auf die Küstenflotte vertheilt; sie hatte grade den allerschwersten Dienst. Sie war

von Anfang an schlecht gekleidet, nach wenigen Monaten fast nackt; die Nahrung war schlecht und oft karg; Ordnung und Reinlichkeit waren nicht, wie sie hätten seyn sollen; schwere Arbeiten, häufige Nachtwachen, und endlich die kalten, langen Herbstnächte, auf offenem Meer, in unbedeckten Schiffen, unter der ganzen Strenge des nordischen Himmels so oft im Regen und Sturm zugebracht, mußten unausbleiblich Krankheiten zeugen. Auch begannen diese im September und October so wüthend zu rasen, daß der Name Landwehrseuche, wie der Name einer unheilbaren Todespest dem Uebel nach Stockholm vorauslief, ehe es noch selbst dahin kam. Im Anfange Novembers lief die Scheerenflotte bey Stockholm ein und setzte das Unglück und Schrecken ans Land, die man bisher nur aus der Ferne vernommen hatte. Es landeten an 5000 Jünglingen, außer mehreren tausend andern, die von der Landarmee einmarschirt waren. Es ist schrecklich — aber es ist wahr — keine Anstalten waren gemacht weder zu Lazarethen für die Kranken, noch zu Quartieren für die Gesunden. Zwey Tage lagen Krankenschiffe auf dem Strom, zum Theil offene Jachten, ohne daß man die Unglücklichen, die sie führten, in warme Zimmer gebracht, ja ohne daß man auf den Schiffen ihnen nur die nothwendige Nahrung, geschweige denn die nothwendige Arzeney, gereicht hätte; es war im November, wo es schon schneite und fror. Zwey Nächte durch campirten mehrere Tausend der Flottenlandwehr unter freyem Himmel auf den kleinen Inseln des Mälare in der größten Stadt Schwedens, wo ein feindliches Heer von 50000 Mann sich leichtes und bequemes Quartier verschaft haben würde. Die Schuld davon, wie es zu geschehen pflegt, wenn alles ungrad geht, ward auf den König, auf das Kriegscollegium, und Gott weiß, auf wen mehr geschoben; das Volk beschuldigte Einzelne, und sprach von Ver-

räthern, Buben und Dieben. Aber so traurig ist in verworrenen Zeiten der Zirkel des Unheils, daß Schuld und Unschuld oft auf ewig unauflöslich in einander verschlungen liegen. Die Fühllosigkeit der Bürger Stockholms kann man nicht anklagen; denn jeder, der solche aufnahm, glaubte, er nehme die Pest ins Haus. Endlich wurden sie doch untergebracht, aber die meisten nur, um bald die Lazarete, d. h. die Kirchhöfe, zu bevölkern. Ihr Hauptlazaret war das Opernhaus, das aus einem Freudenhause in ein Leidhaus verwandelt ward. Täglich fuhr der schwarze Todtenwagen hin und her, von den Flüchen und Verwünschungen des Volkes begleitet, welche alle auf den König zurückfuhren. Der Tod hörte hier nur auf, als nichts mehr zu würgen war, so wie das wüthendste Feuer zuletzt in der eignen Asche erlöschen muß. Drey Monate wanderten die schwarzen und stillen Leichenzüge durch die Stadt und erneueten jeden Tag das Gefühl von vergangenem und die Ahndung von künftigem Unglück. Eben so waltete das Unheil in mehreren Provinzen und klang die allgemeine Trauer vielfach zurück. Es war kein Dorf, keine Hütte, wo nicht ein geliebter Todter beweint ward. Edle Herzen bluteten vor Gram, das Unvermeidliche vorhersehend, andere rüsteten sich zu neuen Dingen. Vielfach war die Noth, die Furcht und die Hofnung, je nachdem jeder empfand, was gethan und gelitten ward.

Dieses Unglück der Landwehr ward von einer Gränze Schwedens bis zur andern gefühlt. Manches Wirkliche und Scheinbare konnte dem Könige aufgebürdet werden, wenigstens immer das Wirkliche, daß er bey einem Schicksal, das über seiner Kraft war, allein den Unbeugsamen und Eisernen spielen wollte. Viele des Volks wurden von ihm entfremdet, weil er sich ihnen entfremdete. Nebst dieser fürchterlichen Plage aber verdarb den König eine fatale Geschichte, die er mit seinen

Garden auf der Insel Åland gehabt hatte. Diese mit andern Truppen hatten im Herbst 1808 einen Landungsversuch in Finnland gemacht, wobey sie von den Russen zurückgetrieben und zur Wiedereinschiffung genöthigt worden; ich glaube, ein General Mellin commandirte sie. Bey dem Rückzuge begab sich der unangenehme Vorfall, daß 300 bis 400 Mann von andern Regimentern zu Gefangenen gemacht wurden, weil die Schiffe zum Einschiffen fehlten. Die Garden wurden beschuldigt, sie seyen zu eilig gewesen, sich zu retten, und haben die andern im Stich gelassen; der König ward böse und setzte sie zu gleichem Rang mit den übrigen Regimentern herab. Dieß gab böses Blut und wirkte gegen Gustav Adolph sehr nachtheilig; denn die Söhne der ersten und reichsten Familien des Adels und Bürgerstandes dienten in den Garden und hatten auf die Stimmung des ganzen Landes, vorzüglich auf die Stimmung der Hauptstadt, einen großen Einfluß. Man behauptet, schon auf Åland sey gegen den König etwas angesponnen worden, und nur mit Mühe haben ein paar der alten Befehlshaber den zornigen Ungestüm der gereizten Jugend von gewaltsamen Thaten zurückgehalten.

In solchem Zustande der Dinge, wo in Verwirrung, Gleichgültigkeit, Trauer, oder Haß alles erstarrte, scheint doch auch auf den König ein leichter Schein von der Farbe aller Gemüther zurückgefallen zu seyn. Der schlechte Gang der Dinge, zuweilen vielleicht auch ein dunkles Gefühl ihrer schlechten Leitung; ferner der Unmuth oder die Gleichgültigkeit, die sich auf manchen Gesichtern vor ihm spiegelten; die Vorstellungen und Warnungen, die einige treue und gewissenhafte Männer und Diener machten — alles dieß wirkte denn doch auf sein Gemüth und machte seine Hartnäckigkeit und Heftigkeit immer ungeduldiger. Aber tief in sich selbst vergrub er den Unmuth sei-

nes Herzens und die Düsterkeit seines Schicksals; er that die Augen zu, um das Gewitter nicht zu sehen, das seine schwarzen Donnerwolken über seinem Haupte thürmte. Aber zuweilen wieder, mitten in dieser unseligen Zeit, war er außerordentlich heiter, so, daß die Leute oft meynten, er müße herrliche politische Nachrichten erhalten haben; aber dann hatte er nichts gethan, als in fernen Ländern und aus fernen Sternen die Lösung eines Schicksals gelesen, das hier nicht mit Freuden auflöslich schien. Als Finnland verloren war und die Russen gegen Åland und Norrland droheten, als die Besatzungen der Flotte, wie die Fliegen wegstarben, und nach Hülfsquellen zu einem neuen Feldzuge vergebens gesucht ward, da wieß er bedeutend auf Spanien hin, und nannte mit geheimnißvoller Freude zuweilen das Jahr 1809, als das da große Entwickelungen bringen werde. Aber wie die armen Sterblichen sich verrechnen! Er las in Doctor Jungs Erklärung der Apokalypse im Jahr 1809 den Untergang seiner Widersacher, aber siehe, er ging vom Thron ins Gefängniß. Für einen König ist die Zukunft nirgends, wenn sie nicht in seiner Faust und seinem Kopf ist. So spielt das Menschenherz mit sich selbst und seinem Schicksal. Schon lange hatte Gustav Adolph in der Bibel gelesen, was nicht darin steht; schon oft hatte er in den letzten Jahren physikalische, astrologische, und theosophische Fragen gethan, die seine Leute erstaunten; vor allen aber bauete er auf Jungs Offenbarungen und Weißagungen.

Das Volk selbst war in einem ähnlichen Zustande kalter Gleichgültigkeit und trüben Hinstarrens in die Zukunft. Die Ansichten und Urtheile der Leiter und Führer, und die Schilderungen und Deutungen, welche sie über den König und sein Betragen ausgehen ließen, und welche bis zu den untersten Classen des Volks durchdrangen; das eigne Unglück, die

Noth, welche jeder bey sich fühlte und sah, oder welche mit verdoppelten Schreckensklängen durch die Posaune des Gerüchts aus der Ferne her wiederhallte; endlich das Vorgefühl und Mitgefühl des Verhängnisses, welches über dem Zeitalter schwebt, und als ein dunkler und prophetischer Keim der Dinge sich vielleicht in der Brust jedes Mitlebenden rührt — alles dieß mußte wohl Gesichte und Gespenster zeugen, zumal da das Schicksal selbst als ein erbarmungsloser und blutiger Würgengel mit dem geweihten Mordschwert umzugehen scheint. So geschah es denn, daß sich das Volk mit Ahndungen, Mährchen, und Prophezeihungen herum trug, die um so eher geglaubt wurden, je mehr von Tage zu Tage der Himmel um sie sich verdüsterte. Besonders ging ein altes Gespenstermährchen um, von einem Gesicht, welches Karln dem Elften erschienen, und worin blutige und gräuliche Thaten, welche man jetzt erleben würde, vorhergesagt seyn sollten. Lange vorher, als man an diese Zeit und ihre Männer und Begebenheiten gedacht, lief dieß Gesicht durch einige Hände als politische Seltenheit, ohne daß man seinen Ursprung wußte, wiewohl einige erzählten, es sey aus einer im Reichsarchiv befindlichen Originalurkunde abgeschrieben. In diesen letzten Jahren hatten sich mit dem Glauben an das Ungeheure und Schreckliche auch die Abschriften vervielfältigt. Hier hast Du es. Es paßt recht gut zur ganzen Tragödie der Zeit.

Karls des Elften Gesicht.

Ich, Karl der Elfte, heute König von Schweden, war die Nacht zwischen dem 16. und 17. December 1676 mehr als gewöhnlich von meiner melancholischen Krankheit geplagt. Ich erwachte um halb 12 Uhr, da ich von ungefähr meine Augen

auf das Fenster warf, und gewahr ward, daß ein starker Schein im Reichssaal leuchtete. Ich sagte da zu dem Reichsdrost Bjelke, der bey mir im Zimmer war: was ist das für ein Schein im Reichssaal? ich glaube da ist Feuer los. Er antwortete mir: o nein, Euer Majestät, es ist der Schein des Mondes, der gegen das Fenster glittert. Ich war da vergnügt mit diesen Antworten, und wandte mich gegen die Wand, um einiger Ruhe zu genießen, aber ich war unbeschreiblich ängstlich in mir, wandte mich wieder nach vorne hin, und ward des Scheins wieder gewahr. Ich sagte da wieder: hier muß es nimmer richtig zustehen. Ja, sagte der große und geliebte Reichsdrost Bjelke, es ist nichts anders, als der Mond. In demselben Augenblick kam der Reichsrath Bjelke ein, um sich zu erkundigen, wie ich mich befände. Ich fragte da diesen wackern Mann, ob er irgend ein Unglück oder Feuer im Reichssaal gewahr geworden? Er antwortete da nach dem Stillschweigen einer kleinen Weile: nein, Gott sey Lob! das ist nichts; es ist allein der Mondschein, der verursacht, daß es aussieht, als wäre im Reichssaal Licht. Ich ward wieder etwas befriedigt, aber, indem ich meine Augen wieder dahin warf, ward ich grade wie gewahr, daß es aussah, als wären Menschen da gewesen. Ich stand dann auf und warf meinen Schlafrock um, und ging an das Fenster, und öffnete es, wo ich gewahr ward, daß es da ganz voll mit Lichtern war. Da sagte ich: gute Herren, hier steht es nicht richtig zu. Ihr verlasset Euch darauf, daß der, welcher Gott fürchtet, sich vor nichts in der Welt fürchten muß; so will ich nun dahin gehen, um zu erforschen, was es seyn kann. Ich bestellte da bey den Anwesenden, herunter zu gehen zum Wachtmeister, um ihn zu bitten, mit den Schlüsseln heraufzukommen. Als er heraufgekommen war, ging ich im Gefolge

mit dem Mann zu dem geschlossenen heimlichen Gang, der über meinem Zimmer war, zur Rechten von Gustav Erichsons*) Schlafzimmer. Als wir dahin kamen, befahl ich dem Wachtmeister, die Thüre zu öffnen, aber aus Bangigkeit bat er um die Gnade, ihn damit zu verschonen. Ich bat darauf den Reichsdrost, aber auch er weigerte sich dessen. Ich bat darauf den Reichsrath Oxenstjerna, dem nie vor etwas bange war, die Thüre aufzuschließen; aber er antwortete mir: Ich habe einmal geschworen, Leib und Blut für Euer Majestät zu wagen, aber nie, diese Thüre aufzuschließen. Nun begann ich selbst, bestürzt zu werden, aber faßte Muth, nahm selbst die Schlüssel, und schloß die Thüre auf, da wir das Zimmer und sogar den Fußboden überall schwarz bekleidet fanden. Ich nebst meiner ganzen Gesellschaft waren sehr zitterig. Wir gingen da zur Reichssaalsthüre. Ich befahl dem Wachtmeister wieder die Thüre zu öffnen, aber er bat mich um Gnade, ihn damit zu verschonen; ich bat da die andern von der Gesellschaft, aber sie baten sich alle die Gnade aus, es nicht zu thun. Ich nahm da selbst die Schlüssel und öffnete die Thüre, und als ich einen Fuß hineinsetzte, zog ich ihn aus Bestürzung hastig zurück. Ich stutzte so ein wenig, aber dann sagte ich: gute Herren, wollt Ihr mir folgen, so werden wir sehen, wie es sich hier verhält; vielleicht daß der gnädige Gott uns etwas offenbaren will. Sie antworteten alle mit bebenden Worten: Ja. Wir gingen da hinein. Allzusammen wurden wir eines großen Tisches gewahr, von 16 würdigen Männern umgeben; alle hatten große Bücher vor sich, unter ihnen ein junger König von 16, 17, 18 Jahren, mit der Krone auf dem

---

*) Wahrscheinlich Gustav Wasas des Ersten, der Erich Wasas Sohn war.

Haupt und dem Scepter in der Hand. Zur rechten Seite saß ein langer, schöner Herr, von ungefähr 40 Jahren, sein Angesicht verkündigte Ehrlichkeit; und zu seiner linken Seite ein alter Mann von ungefähr 70 Jahren. Es war besonders, daß der junge König mehrmals den Kopf schüttelte, da alle diese würdigen Männer mit der einen Hand hart auf die Bücher schlugen. Ich warf dann meine Augen von ihnen weg, und ward straks neben dem Tische Richtblock bey Richtblock, und Henker gewahr, alle mit aufgezogenen Hemdärmeln, und hieben einen Kopf nach dem andern ab, so daß das Blut längs dem Fußboden fortzuströmen anfing. Gott soll mein Zeuge seyn, daß mir mehr, als bang war; ich sah auf meine Pantoffeln, ob etwa einiges Blut auf sie gekommen wäre; aber das war es nicht. Die, welche enthauptet wurden, waren meistentheils junge Edelleute. Ich warf meine Augen davon weg, und ward hinter dem Tisch in der Ecke eines Throns gewahr, der fast umgestürzt war, und daneben einen Mann, der aussah, als sollte er Reichsvorsteher seyn; er war ungefähr 40 Jahre alt. Ich zitterte und bebte, indem ich mich zur Thüre zog, und laut rief: welche ist des Herrn Stimme, die ich hören soll? Gott, wann soll dieß geschehen? Es wurde mir nicht geantwortet. Ich rief wieder: o Gott, wann soll dieß geschehen? Aber es wurde mir nicht geantwortet; allein der junge König schüttelte mehrmals den Kopf, indem die andern würdigen Männer hart auf ihre Bücher schlugen. Ich rief wieder, stärker denn zuvor: o Gott, wann soll dieß geschehen? so sey denn, großer Gott, so gnädig, und sage, wie man sich dann verhalten soll. Da antwortete mir der junge König: nicht soll dieß geschehen in Deiner Zeit, sondern in der Zeit des sechsten Regenten nach Dir, und er wird seyn von eben dem Alter und Gestalt, wie Du mich siehest; und der, welcher

hier steht, offenbart, daß sein Vormund aussehen wird, wie dieser; und der Thron wird grade in des Vormunds letzten Jahren an seinem Fall seyn durch einige junge Edelleute; aber der Vormund, der unter seiner Regierung den jungen Herrn verfolgt, wird sich da seiner Sache annehmen, und sie werden den Thron stärker befestigen: daß nie zuvor ein so großer König in Schweden gewesen, und nie nachher kommen wird, als dieser werden wird, und daß das schwedische Volk in seiner Zeit glücklich werden wird; und er wird ein seltenes Alter erreichen; er wird sein Reich ohne Schulden, und mehrere Millionen in der Schatzkammer hinterlassen. Aber ehe er sich auf dem Thron befestigen kann, wird es ein großes Blutbad werden, daß nie desgleichen im schwedischen Lande gewesen, und auch nimmer werden wird. Gieb Du ihm, als König im Schwedenlande, Deine guten Vermahnungen. — Und als er dieß gesagt, verschwand alles, und allein wir mit unsern Lichtern waren noch da. Wir gingen mit dem allergrößten Erstaunen, wie jedermann sich vorstellen kann, und als wir in das schwarze Zimmer kamen, war es auch weg, und alles in seiner gewöhnlichen Ordnung. Wir gingen da hinauf in meine Zimmer, und gleich setzte ich mich, diese folgenden Vermahnungen zu schreiben in Briefen, so gut ich konnte. (Die Vermahnungen liegen versiegelt, werden von König zu König erbrochen, gelesen, und versiegelt.) Und alles dieses ist wahr. Dieß bekräftige ich mit meinem leiblichen Eyde, so wahr mir Gott helfen soll.

Karl der Elfte,
heute König in Schweden,

Als auf der Stelle gegenwärtige Zeugen haben wir alles gesehen, wie Se. Königl. Majestät es aufgezeichnet hat, und

bekräftigen es mit unserm leiblichen Eyde, so wahr uns Gott helfen soll.

Karl Bjelke, Reichsdrost. U. W. Bjelke, Reichsrath. A. Oxenstjerna, Reichsrath.

Peter Granslén, Vice-Wachtmeister.

Ob auch aus diesem Gesichte etwas wird, wer will immer prophezeihen? Die größten und die kleinsten Zeiten haben das mit einander gemein, daß sie Wunder glauben und erleben. Die wunderbare Neigung, die Gustav Adolph zu Gripsholm trug, ward erklärt. Nachdem er verhaftet worden, führte man ihn die erste Nacht nach Drottningholm, wo er einige Tage blieb; dann brachte man ihn weiter von der Hauptstadt nach Gripsholm, wo er nun volle Zeit hatte, über König Erich und sein Schicksal nachzudenken. Im Junius vereinigte man seine Gemahlin und Kinder mit ihm, und den folgenden Winter gingen sie alle über das Meer nach Deutschland.

Während dieser langen Gefangenschaft rechtfertigte der König gewissermaßen sein früheres Betragen, so weit es ein König rechtfertigen kann. Nachdem die ersten Stunden nach seiner Verhaftung vorüber waren, wo Zorn, Wuth, Verzweiflung ihn in einen außerordentlichen Zustand setzten, war er wieder der alte, kalt, besonnen, feyerlich, ruhig, als sey nichts geschehen. Er ließ sich alles erzählen, was es draußen in der Welt gab, las alle Berichte und Protokolle über sich selbst, und blieb auch bey den bittersten Deutungen und Ausbrüchen des Hasses gegen ihn in der gewöhnlichen Fassung. Aber sein Hauptlesebuch blieb auch jetzt noch die Bibel. Er gab selbst manchem seiner Hasser die Ueberzeugung, daß er wirklich nach bestem Wissen und Gewissen regiert zu haben

glaube. Dieß erklärte er auch vor der ganzen Welt; denn als die versammelten Reichsstände ihm die Urkunde zusandten, worin sie ihm und seiner Familie auf ewig absagten, schrieb er, er habe sie mit ruhigem Gewissen, aber mit dem schmerzlichsten Gefühl gelesen. Auch die Haustugenden, wodurch er seinen Unterthanen immer Muster seyn konnte, warfen auf sein Unglück einen milden Glanz. Seine Königin war die tadelloseste, zarteste, schönste, und liebenswürdigste Frau, und hatte durch eine seltene Festigkeit bewiesen, was großherziger Stolz ist. Sein Sohn war ein anmuthiges Bild blühender Jugend. Von der Königin fiel Glanz, Ehre, Mitleid auf die Uebrigen zurück. So zogen sie als Verbannte aus dem Vaterlande ins Elend, nicht ohne begleitende Thränen, die auch eine schuldige Größe verdient, wenn sie von solcher Höhe herabstürzt.

Auch ohne sein Schicksal würde Gustav Adolph an den unglücklichen Erich den Vierzehnten erinnern, der in einem rohen Zeitalter, nicht wie ein gestürzter König, sondern wie ein gemeiner Verbrecher in Gripsholms Mauren gehalten ward, und seine hohe Rolle in Schweden trauriger schloß. Ihr Gemüth hat manche Aehnlichkeiten, nur mit dem Unterschiede, daß Erich ein Genie war, und seine Tugenden und Fehler einen höheren Schein trugen. Noch jetzt zeigt man das abscheuliche Loch, worin er hier beynahe zwey Jahre saß. Es ist ein runder Käfich im dritten Stock des südwestlichen Rundelthurms, etwa acht Fuß im Durchmesser, so gemauert, daß die Wache rund herum gehen konnte, die Fenster und Oeffnungen mit starken Eisengittern verwahrt. In der hölzernen, auch mit Eisen beschlagenen Thür, ist ein dreyeckiges Loch, wodurch man ihm wahrscheinlich das Essen reichte. Von einem Ofen ist gar keine Spur, wohl aber ist noch die Spur von den

Füßen des unglücklichen Königs. Die Gitteröffnung, welche durch eine andere Oeffnung des großen Thurms, worin dieß Gefängniß steht, gegen die Südwestsonne ins weite Freye sieht, hat ihn gewiß oft wieder in die Begier und Lust der Welt hineingelockt; so viel ist er davor gestanden, daß seine beyden Füße in den Brettern des Fußbodens abgedrückt sind. Noch jetzt geht der zürnende und unruhige Schatten Erichs hier um. Diese Sage, dieser Glaube ist allgemein im Schlosse, und nicht gern wagt sich jemand unbegleitet in die Nähe seines Gefängnisses. Außer diesem großen Geist gehen hier viele kleinere Geister rund, und traurige Verhängnisse scheinen auf Gripsholm zu ruhen. Hier war es, wo der Erbprinz von Baden vor wenigen Jahren von Schweden Abschied nahm, um nach Deutschland zurückzureisen. Den Tag vor seiner Abreise war sein Schatten zwey glaubwürdigen Männern erschienen, die es sogleich mehreren des königlichen Hofes erzählten: den folgenden Tag warf er um, und starb.

Erich der Vierzehnte war Gustav Wasas ältester Sohn, und sein Nachfolger, ein Mann von großen Eigenschaften, die aber in Disharmonie unter einander lagen. Er war ein Genie, hatte aber mit den meisten nordischen Genies das Unglück gemein, daß er mit seinem Gemüthe leidenschaftlich und maaßlos hinfuhr: ein gefährliches Unglück, wenn man die Königsrolle spielen soll. Erich war von Natur schön und stattlich, und beyde, seine geistigen und körperlichen Vorzüge waren durch eine sorgfältige Erziehung ausgebildet: man glaubte damals noch, ein Fürst müsse auch etwas lernen. Er war deutscher und lateinischer Sprache kundig, und schrieb und sprach die letzte sehr fertig; er liebte die Dichtkunst, und man hat mehrere geistliche Lieder von ihm, die er in den Tagen seines Unglücks dichtete; mathematischen und physischen Wissen-

schaften war er sehr ergeben, vor allen der Astrologie; beredt war er von Natur und durch Uebung, und trug sich als Prinz und als König mit Stolz, Ernst und Anstand; er liebte Pracht und Glanz, und alles, was zum hohen Schein der Dinge gehört; in seinem Gemüthe war eine dunkle Welt voll Phantasieen und Uebersprünge: er war wechselsweise mild, fröhlich, zutraulich, dann wieder heftig, jäh, argwöhnisch, kurz, er war zuweilen ein genialischer Phantast, etwas, das dem kleinen Menschen oft, dem großen immer gefährlich wird; von Freude zur Schwermuth, von Furcht zur Hofnung ging er leicht über, zweifelte oft an dem Wirklichen, und glaubte an das Unmögliche. So lassen sich seine Heyrathsgeschichten erklären, und die Aefferey, welche Elisabeth mehrere Jahre mit ihm treiben durfte.

Erichs Jugend war nicht glücklich. Sein Vater liebte ihn nicht, und zog die jüngeren Brüder vor, vorzüglich seinen zweyten Sohn Johann, das rechte Widerspiel Erichs. Bey Gustav dem Ersten war viele Kunst, Klugheit, List, und eine Strenge und Sprödigkeit, die zuweilen Härte und Grausamkeit heißen kann: große Regenteneigenschaften, wodurch er unter Aufruhren und Getümmeln den selbstgebauten Thron nur behaupten konnte. Gustav hatte in sich kein Maaß, Erichs große und gute Eigenschaften zu fassen: durch Milde und Freundlichkeit hätte er sie zum Segen seines Volks hervorheben und entwickeln können; durch Strenge und Bitterkeit trieb er sie von dem Sonnenschein des Lebens in das dunkle Herz zurück, woraus sie späterhin in furchtbaren Widerstreiten mit der Welt hervorbrachen.

Erich hatte es nicht leicht, zu regieren. Er war kein Enkel und Urenkel von Königen; auch seinem Vater hatten die Großen nur gehorcht, weil sie mußten; bey der größten Beständigkeit

des Charakters und Betragens, bey dem schärfsten Hinblick auf Ein Ziel der Herrschaft, war Gustav mehr als einmal in Gefahr gewesen, von der Höhe, wohin Glück und Kraft ihn aufgeschwungen, wieder herabgestürzt zu werden: in vierzig Jahren hatte er sie kaum an Gehorsam gewöhnen können. Immer noch schien ihnen der König nur der erste seines Gleichen, seine Majestät schien nur noch persönlich, Beleidigung und Unrecht, von ihm empfangen, schien persönlich gerächt werden zu dürfen: Magnaten wollen nie fühlen, daß ein König ist, wie ein heiliger Patriarch an Gottes Statt über alle, der Einzelne so wenig beleidigen kann, als ein Vater seine Kinder; daß zwischen ihm und den Ersten von ihnen, oder seinem ältesten Sohne, eine weitere Kluft ist, als zwischen diesem und dem niedrigsten Bettler; sie wollen nie fühlen, was Hamlet sagt:

— — — — Die Majestät
Stirbt nicht allein, gleich einem Strudel zieht
Sie mit, was nah, ist ein gewaltiges Rad,
Auf höchstem Bergesgipfel stehend: es sind
An seinen ungeheuren Speichen tausend
Und tausend kleinere Dinge fest gemacht;
Es fällt — und jeden kleinen Anhang und Gefolg
Reißt mit der rasselnde Sturz; denn nie allein
Seufzt je ein König, alles Volk ächzt mit.

Hier war es schwer für Erich, schwerer für ihn ward es durch seine Brüder, die der Vater in mehreren der schönsten Provinzen ihm gleichsam als eben so viele Mitherrscher zur Seite gesetzt hatte. Sollte das Reich und Regiment bestehen, so mußten sie dem Einen Herrn und Könige als Unterthanen gehorchen lernen: das thaten sie

ungern. So kam zu altem Argwohn und Haß neuer; denn seines ältesten Bruders Johann, welcher des Vaters Liebling gewesen, hatte Erich sich nie zu loben gehabt. Es war eine alte Zwietracht, wozu neue Unruhe kam, die Herzog Johann von Finnland durch mancherley Verdachte, Bewegungen, und Anlegungen dem Könige machte. Dieß ward schlimmer, als er wider Erichs Willen und des Reiches Vortheil eine polnische Prinzessin heirathete, und dem polnischen Könige, der in Lievland mit den Schweden Krieg hatte, Geld lieh. Erich forderte ihn zur Rechenschaft und zum Gehorsam auf, Johann rüstete sich in Finnland gegen seinen König, ward in Åbo belagert, gefangen, und auf Gripsholm in Haft gebracht. Dieß betrübte und verwirrte die ersten Jahre Erichs, und gab Anlaß zu manchen Ränken, Spaltungen, Argwohnen, und Gewaltthaten: wo Parteyen sich regen, ist es dem herrlichsten Mann unmöglich, immer gerecht zu seyn.

Nach diesen Geschichten hatte Schweden Krieg in Lievland und mit Dänemark, einen schweren Krieg, der oft mit Glück, nie mit Unehre geführt ward, aber wie alle Kriege das Volk drückte. Erich war unschuldig daran; doch murreten viele, einige trauerten, mehrere freueten sich. Es gab verdächtige Anspielungen, tückische Widersetzlichkeiten, noch tückischere Aeußerungen über Erich. Er mußte strafen; aber durch unzeitige Milde und launische Sprünge verrieth er, daß er nicht verstand, was das heißt, königlich strafen. Erichs Lage ward immer schwieriger, sein Gemüth von Tage zu Tage düsterer; sein böser Bruder Johann, obgleich gefangen, schreckte ihn; Gerüchte und Flüsterungen kamen zu wirklichen Ränken und Hinterlisten. Im Jahr 1567 wurden mehrere Magnaten verhaftet und auf das Schloß zu Upsala gesetzt, wohl alle nicht so ganz unschuldig. Unter ihnen waren einige

des verehrten Namens Sture, welcher auch Gustav oft geschreckt hatte. Der unglückliche Erich, von allen Furien eines finstern Gemüthes, von wirklichen und eingebildeten Gefahren gestachelt und gejagt, ward endlich ein König Saul zwischen Samuel und David. Da verbreitete sich plötzlich das Gerücht, Johann sey von Gripsholm entronnen, Erich ward von verzweifelndem Wahnsinn ergriffen, er lief, und ermordete einen der Sturen. Nach dieser blutigen That rannte er sinnlos durch Feld und Wald, ließ dort seinen alten Lehrer Beurreus, der ihn zu trösten und zu besänftigen suchte, niederstoßen, und gab den Befehl, mehrere andere der Gefangenen zu tödten; welches auch geschah. Nach einigen Tagen folgte auf die Spannung und Wuth Ermattung und Reue; voll Furcht und Niedergeschlagenheit ergab er sich plötzlich der Milde, mehr als recht und sicher war: er erklärte für Unglück und Unrecht, was er im bösen besitzenden Wahn gethan, er erkannte die Todten unschuldig, gab die übrigen Gefangenen frey, und lösete auch seines Bruders Johann Bande, welcher vier Jahre auf Gripsholm gesessen.

Doch allmählich kam ihm Besinnung und Kraft wieder; er fühlte, daß er unköniglich gethan hatte, ward sich auch bewußt, daß die Todten nicht alle unschuldig gestorben waren, und wiederrief die Geständnisse, die er in einem Zustande gethan, wo er weder den Mann, noch den König fühlen konnte. Die Brüder und die Großen mußten ihm wieder gehorchen, und seine geliebte Beyschläferin Catharina als Königin, und seinen Sohn Magnus als Thronfolger anerkennen. Aber Erichs Schicksal war voll. Johann war frey, und bewieß nun, daß diejenigen Freunde Erichs recht gerathen hatten, welche, als er ihn 1563 fing, wollten, er solle den hinterlistigen Aufrührer sterben lassen. Die Furcht vor ihm, und die

Ränke, Argwohne, und Schrecken, die sich an seine Person hängten, hatten Erich so ungleich und endlich auf einige Tage wahnwitzig gemacht. Er war jetzt wieder Herr seines Verstandes und Muthes; aber die Unzufriedenen hatten ein Haupt, seine Freunde wendeten sich meist von ihm, wendeten auch die Unterthanen ab, und im Herbst 1568 ward er in Stockholm gefangen. Doch hatte er in dieser letzten Zeit mit dem Schwert in der Hand gegen den Aufruhr gestanden. Nun offenbarte sich alle Tücke. Man erkannte ihn und seine Kinder unwürdig und unfähig des Throns, welchen Herzog Johann bestieg; man warf ihn, gleich einem gemeinen Verbrecher, in ein Gefängniß, wo er aller Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens entbehrte, und dem Spott, Hohn und Mißhandlung seiner Feinde ausgesetzt war. Unter andern vergriff ein schwedischer Edelmann, Namens Olof Stenbock, sich auf das gräulichste an ihm. Ein Bruder dieses Olof war unter den Gefangenen getödtet; dieß fühlte Olof nur, er fühlte nicht mehr, daß Erich ihm einmal das Leben geschenkt hatte, das ihm für ein Verbrechen gegen die Sicherheit und Heiligkeit des Königs mit Recht abgesprochen war. Er hatte die Wache bey dem Unglücklichen, mißhandelte ihn mit dem bittersten Hohn und Schimpf, schlug und stieß ihn, und zerschmetterte ihm endlich einen Arm, so daß man ihn in seinem Blute auf dem Boden liegend fand. Dieß strafte König Johann nicht; aber viele Jahre nachher büßte Olof dafür: denn König Karl der Neunte, der nicht besser war, als Johann, brauchte auch diese Unthat, um dem Gehaßten an das Leben zu kommen. So saß Erich lange ohne alle die kleinen, unschuldigen Hülfen, womit der Unglückliche oft noch die Zeit täuschen kann, bis man ihm endlich einige Bücher und Papier zukommen ließ, die ihm lange versagt gewesen; auch die süße Gemeinschaft seiner geliebten

Catharina ward ihm zuweilen vergönnt. Hier machte er nun Noten über sein Schicksal und seine Feinde, er schrieb Lieder und Reime, die beweisen, daß er nicht so verrückt war, als man den Schweden noch immer einbildete. Denn unter den Gründen seiner Absetzung war auch sein immer noch fortwüthender Wahnsinn als einer der triftigsten angeführt.

Von diesen Noten Erichs hat Celsius in seiner Geschichte Erichs uns eine kleine Probe gegeben. Die Originalpapiere liegen im Reichsarchiv. Dieses Stück bezieht sich besonders auf sein Verhältniß zu seinem Bruder Johann und zu Nils Sture, den er in Upsalaschloß erstach. Erich argumentirt so bündig und genau, als wenn er eben einem Professor der Logik zu Füßen gesessen hätte, und es ist auch keine Spur von Geistesverwirrung, oder nur von erbitterter Heftigkeit darin. Hier ist es:

Herzog Johann ist mein Unterthan, sowohl nach allem ordentlichen Gesetz, als nach seiner eignen Verpflichtung.

So mag er mich, seinen König, nicht richten nach Schwedens Gesetz.

Urtheil mag nicht gegen Urtheil gehen von einerley Personen.

Einmal haben die Reichsstände mir das Recht gegen Herzog Johann zuerkannt; so mögen die Reichsstände es nun nicht zu entkräften.

Wer gesetzmäßig geladen ist, und ohne gültige Verhinderung nicht erscheint, der versäumt sein Recht.

Herzog Johann ward gesetzmäßig geladen, und wollte nicht kommen, und hatte keine Verhinderungen.

Also hat er sein Recht versäumt.

Der, welcher meine Feinde verstärkt, beweißt Feindschaft.

Herzog Johann hat die Feinde mit Geld verstärkt.
Also hat er mir Feindschaft bewiesen.

Niemand kann zugleich zweyen Herren dienen, er hasse denn den einen, und liebe den andern.

Herzog Johann hat gesagt, er könne es nicht lassen, mit dem Könige von Polen zu halten.
Also muß er mich hassen.

Was des Reichs Schaden ist, muß der König nicht leiden.
Herzog Johann verlangte, daß die Finnen ihm schwören sollten, um sie damit von dem Reiche zu sondern, dem Reiche zur Verminderung.
Ich war damals in Schweden am Regiment.
Also durfte ich es nicht leiden.

Judices debent secundum bona testimonia judicare.
Dux Magnus, ipsius Secretarius, Petrus Sastorp, Doctor Lemnius, Alexander Citharoedus, famuli Domini Abrahami sunt boni testes.
Igitur Judices juste judicarunt.

Der, welcher des Reichs Unfrieden befördert, er ist des Reichs Feind.
Herr Nils Svantessohn *) beförderte des Reichs Feinde.
Also war er des Reichs Feind.

Der, welcher mit des Königs Hauptpanier entweicht, hat den Königsfrieden gebrochen.
Herr Nils war mit des Königs Hauptpanier entwichen.
So hatte Herr Nils Svantessohn den Tod verdient.

Einen Bußgesang muß ich Dir doch herschreiben, den er

*) Sture, den Erich im Schlosse zu Upsala entleibte.

im Gefängniß gedichtet hat, und den die schwedische Gemeinde noch jetzt an Festtagen singt: ein rührendes Gemählde eines bedrängten Gefangenen, der sich, sein Unglück und seine Sünde mit Gott tröstet. Ich habe versucht, ihn in alter, einfältiger Sprache zu übersetzen, so sehr das jetzt möglich ist. Hier ist er:

O Gott, wem soll ich klagen,
Meinen Kummer, Leid, und Verzagen,
Ueber manche Missethaten mein,
Begangen in meinem jungen Leben?
Ich hoffe, sie sind mir vergeben
Für Christi Tod und Pein.

Ich bin ein armer Gefangne
In dieser Welt hier so lange,
Wie ein Schaaf auf einem Eyland allein;
Ich kann von hinnen nicht kommen,
Gott sende seinen Geist denn, den frommen,
Wann von der Welt meine Heimfahrt soll seyn.

Wie mannichfalt bin ich angangen,
Mit Sünden und Sorgen befangen,
Wie in einem Netze ein Fisch!
Gottes Wort, das kann mir wohl helfen,
Will ich mich nur recht ihm ergeben,
Und macht Muth und Gewissen frisch.

Schlafe ich oder wache,
So bekenn' ich meine schlechte Sache

Christo dem Herren mein.
O Gott, du wollst mich bewahren
Vor Satans List und Gefahren,
Aus dem Finstern hilf dem Diener dein.

So bitte ich dich, Herre Christe,
Daß du wollest wissen mein Bestes
In dem letzten Athemzug mein.
Hilf mir so muthiglich streiten,
Meinen Feind von mir vertreiben,
Entschlafen, erwachen in der Freude dein.

O Gott, in deine Hände befehle
Ich meinen Geist, Leib und Seele,
Und alles, was mein ist, gar.
Ich habe nicht können bedenken,
Wie die Welt sich lässet versenken,
Als ich in meiner Wohlmacht war.

Ich konnte es nicht lassen, über die letzten drey Strophen wie ein Kind zu weinen. Für wie viele Große und Kleine sind sie der Text des mühevollen Lebens:

Jag hafver ej kunnat betänka,
Huru verlden låter sig sänka,
När jag i min välmagt var.

Es ist wahr, das Trauergeschick der Könige und selbst der Tyrannen versöhnt bey den Nachkommen so leicht, was ungerad und unrecht von ihnen gethan ward; aber, so wie man die Geschichten lieset, setzet sich unwillkührlich aus dem Ganzen gleichsam ein dünner Schatten des Lebens ab, ein allgemeines

poetisches Bild dessen, was sich vor uns auf Erden begab und bewegte. Erichs Menschlichkeit, Freundlichkeit und Milde spielen so wundersam durch seine Aufwallungen von Zorn und Strenge, und durch die Listen und Bübereyen böser Feinde, daß man sich hüten muß, ihn nicht viel herrlicher zu glauben, als er war; denn auch das Idealische und Genialische seines großen Gemüthes überdeckt seine Gebrechen; am meisten bedeckt sie die Grausamkeit seines schändlichen Bruders. Nachdem er von einem Gefängniß in das andere an mehreren Stellen hin und her geschleppt war, kam er im Herbst 1571 nach Gripsholm, wo er beynahe zwey Jahre saß. Von da brachte man ihn nach Westerås, und die letzten drey Jahre seines Lebens verwahrte man ihn auf dem Schlosse Oerbyhus in Upland. So lange Erich lebte, war Johann in Unruhe; diese Unruhe ward immer mehr Angst, je mehr das Volk begriff, durch welche schändliche Ränke, und durch wie viele ungerechte Beschuldigungen Erich um Thron und Freyheit gebracht war. Johann wollte sich endlich vor dem Gefährlichen sichern. Durch seine Räthe und sogar durch mehrere Bischöfe hatte er sich bestätigen lassen, daß es keine Sünde sey, Erich mit Gewalt von der Welt zu schaffen. Im Februar des Jahres 1577 schickte er seinem Vogt den Befehl, ihn zu tödten, wie es am füglichsten gehen wolle, entweder durch Gift, oder durch Oeffnung aller Adern, oder durch Erstickung mit Betten. Der Vogt zeigte dem Gefangenen des Königs Willen; ruhig vernahm ihn Erich, ließ einige Geistliche holen, und bereitete sich, wie ein Christ, zur langen Reise, nahm den 22sten Februar das heilige Abendmahl, und aß den 26sten Februar eine vergiftete Erbsensuppe, wonach er bald starb. Seine Leiche ward unköniglich abgeführt, und in Westerås noch unköniglicher beygesetzt. Johann, uneingedenk des Gottes,

der alle irdischen Dinge ausgleichet und richtet, setzte die höh- nende Inschrift über seinem Staub: Translatum est regnum, et factum est fratris mei. Reg. III, 2, 15. Diese las man, bis Gustav der Dritte ihm ein Monument errichten ließ, seines Namens und seines Schicksals würdig, mit diesen Worten:

ERICO XIV.
REGI. SVEC. GOTH. VANDAL.
AUGUSTO.
NATO MDXXXIII.
BELLIS TERRA MARIQUE GESTIS CLARO.
DISSIDIIS DOMESTICIS SUCCUMBENTI.
SCEPTRO, LIBERTATE, TANDEM VITA
SPOLIATO.
A. MDLXXVII.
HIC INDULGENTE DEMUM FRATRE PAX CONCESSA EST.

GUSTAVUS III. MONUMENTUM POSUIT.

Unter den Anklagen dieses Königs war auch seine ungleiche Heyrath mit seiner Geliebten, Catharina, Magnus Tochter. Ihr Vater war von geringer Abkunft, Trabant, oder ein kleiner Offizier. Erich hatte unter Königinnen und Prinzessin- nen eine Gemahlin gesucht; es war ihm nie geglückt; war es eine Schande und ein Verbrechen, daß er sein Herz dahin wandte, wo er Liebe, Unschuld und Schönheit fand? Catha- rina war keine gemeine Dirne; sie war mit Erichs Schwestern in ihrem Frauenzimmer erzogen. Unter den Bildern des Schlosses hängt ein schönes Bild von ihr; ist es ähnlich, so war sie gewiß eine der edelsten Frauen, und vor Tausenden für den Purpur gebohren. Einfalt, Lieblichkeit, Freundlichkeit spricht aus allen ihren Zügen, es ist unmöglich, mehr Huld

und Unschuld in ein Gesicht zu legen. Neben den vielen schwedischen Frauen, Königinnen, Fürstinnen, und Edlen, die hier zu sehen sind, behält Catharina den Preis. Sie behält ihn auch wohl durch ihr Leben, und durch die Großheit, womit sie das Unglück trug: der sicherste Prüfstein, ob Hoheit oder Nichtigkeit im Gemüthe ist. Ihr Lob, von ihren Zeitgenossen ausgesprochen, ist desto zuverlässiger, je toller der Haß gegen Erich und sein Geschlecht wüthete. Alle erzählen einstimmig, daß sie durch Zärtlichkeit, Liebenswürdigkeit, Sittsamkeit, und Standhaftigkeit ein Muster der Weiber war. Sie überlebte ihren unglücklichen Gemahl noch lange, und gewann die allgemeine Achtung und Verehrung. Gustav Adolphs Gemahlin ist ihr im Unglück mit edlem Stolz und hoher Tugend gleich gestanden. Von Erichs Töchtern wurden einige an schwedische Große vermählt, deren Geschlechter vielleicht noch blühen. Sein Sohn Magnus, welchen Erichs Brüder und die Stände des Reichs bald nach dem wahnwitzigen Unglück von Upsala als Kronprinzen erkannt hatten, sollte getödtet werden, als man im Jahre 1569 seinen Vater nach Åbo ins Gefängniß führte. Man that das Kindlein in einen Sack und gab ihn einem Hofdiener, daß er ihn aus der Stadt trüge und abthäte. Diesen aber scheint des Kindes gejammert zu haben; genug, er gab ihn in die Hände eines schwedischen Edelmannes aus dem Geschlechte der Sparren, der grade zur Stadt gefahren kam. So ward Magnus gerettet, wie Oedipus, Cyrus, und die Gründer Roms weyland, aber ihm war nicht bestimmt, wie sie, wieder im Leben zu erscheinen. Sparre nahm ihn mit sich, und schickte ihn aus dem Reiche. Er ward in Pohlen in katholischer Lehre von Jesuiten erzogen, und war ein schöner, talentvoller, gelehrter Jüngling, der in Polen und Rußland von mancherley wechselnden Schicksalen umhergetrieben, und

endlich im Anfange des folgenden Jahrhunderts bey den Russen gestorben seyn soll.

Auch König Johann saß vier Jahre auf Gripsholm. Er hatte als Aufrührer und Anstifter gegen seinen König und Herrn das Leben verwirkt, und es ward ihm abgeurtheilt. Erich schenkte es ihm, und ließ ihn in seinem Gefängnisse fürstliche Behandlung und die Gemeinschaft seiner Gemahlin, Catharina Jagellonica, genießen. Wir haben gehört, wie schändlich er es ihm vergalt. Die Geschichte erzählt, daß Erich, als ihm auf dem Tage zu Stockholm im Jahre 1568 unter andern Beschuldigungen und Mängeln, weswegen er des Throns entsetzt und gefangen gehalten werden müsse, auch vorgerückt ward, daß ein unheilbarer Wahnsinn ihn besitze, im bittern Schmerz seinem Bruder zugerufen habe: Ich bin nicht wahnwitzig; damals war ich es, als ich einem Freunde nicht gehorchte, der mir rieth, Dir, schlimmer Verräther, den Kopf vor die Füße zu legen. Während dieser Gefangenschaft Johanns gebahr seine Gemahlin ihm mehrere Kinder, unter andern auch Siegmund, der nachher König von Schweden und Polen, und schlecht und elendig war, wie sein Vater. Noch weiset man das Zimmer, wo die Fürsten lebten, ganz in dem Zustande, wie es damals war. Man sieht noch die Bettstelle, worin sie schliefen, die Stühle und Schemel, worauf sie saßen, und mancherley Zierrathen, geschnittene Bilder, und Getäfel im Stil jener Zeit. Das Zimmer ist lang und schmal, niedrig, aber nicht unfreundlich. Zuweilen, wann der Raum knapp gewesen, ist in spätern Zeiten wohl jemand vom Hofe dort einquartirt worden. Aber auch von diesem Zimmerchen erzählte der Kastellan uns Spukgeschichten, und wie einmal ein Hoffräulein mitternächtlich im bloßen Hemd herausgejagt

worden: es ist billig, daß es nicht geheuer ist, wo ein Königsmörder gewohnt hat.

Doch ich habe Dich in das Schloß und seine Geschichten und Gespenster hineingeführt, ohne Dir zu sagen, wie es aussieht. Davon sollst Du nun etwas vernehmen.

Die Ueberlieferung sagt, Leben und Namen habe Gripsholm zuerst erhalten von einem alten schwedischen Edelmann Bo Jonsson Grip. Dieser war ein reicher und vielbedeutender Mann in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, und Reichsdrost unter König Albrecht von Mecklenburg. Wie das Schloß nun ist, ist es gebaut von Gustav Wasa, dessen Söhne es für ein trauriges Verhängniß einweiheten. Zu seiner Zeit ward es für eine Festung gehalten, und war fast rings mit Wasser umflossen. Es bestand aus vier Rundelen mit ungeheuren Thürmen, deren Mauern unten 12 bis 15, und im höchsten Geschoß 8 bis 10 Fuß dick sind. Im vorigen Jahrhundert ist manches umgebaut, auch hat man an der Südostseite noch einen Flügel zugesetzt; doch ist die alte, äußere Gestalt meistens geblieben. Drinnen hat Gustav der Dritte das Meiste verändert, und nur einige wenige Säle und Zimmer mit ihren Geräthen und Verzierungen als Bilder der alten Zeit ungestört stehen lassen. Er legte ein hübsches Theater an, richtete eine schöne Kapelle ein, und hatte doch noch Raum zu mehr als 200 großen und kleinen Zimmern. Dieß war einer seiner Lieblingsplätze, und würde auch der meinige seyn, wenn ich König von Schweden wäre: in den glücklicheren Tagen seiner Regierung, von 1772 bis 1780, flog Gustav oft hieher, und feyerte Spiele und Feste. Von außen ist an dem Schlosse alles noch alt, und weckt nichts, als alte Erinnerungen. Gleich der Vorhof erinnert an glorreiche Schwedenzeiten; da liegen zwey ungeheure Metallkanonen,

die unter dem Czar Iwan Wasiljewitsch gegossen sind, und als Tropäen des großen Feldherrn Pontus de la Gardie unter Johanns Regierung über das Meer schifften. Aber was soll ich Dir, der in Deutschland so viele alte Burgen und Schlösser gesehen hat, noch eines mehr beschreiben, das doch im Ganzen eben so aussieht, als die andern? Viel merkwürdiger ist das Innere des Schlosses, besonders die herrlichen Bilder und Denkmäler, die ein rechter historischer Spiegel sind. Ich schwamm hier in meinem Element, und ich muß Dir deshalb von meiner Freude ein wenig vorschwatzen und erzählen. Ich wollte, ich könnte Dir es geben, wie ich es empfunden habe. In Schweden ist mit Gripsholm nichts zu vergleichen, es seyen denn die Antiken im königlichen Museum, deren Gustav und seine Freunde in Italien wirklich manche schöne zusammengebracht haben. Sehr interessant war es mir, hier auch wegen der vielen Conterfeye schwedischer Männer und Frauen; mir ward dabey oft zu Muthe, als verstünde ich besser, was mir die sieben Monate, die ich nun in Schweden gelebt habe, oft noch dunkel gewesen ist: die vielen Bilder, die, lebendig und doch todt, einen allgemeinen Schatten der Dinge hinwerfen, schienen mir über Manches ein Verständniß zuzuwinken, worüber es mir in der schwedischen Geschichte und dem schwedischen Charakter bisher noch nicht hatte hell werden wollen. Die meisten Bilder hier sind Conterfeye merkwürdiger Personen, nicht allein aus der schwedischen Geschichte, sondern aus allen Nationen, vorzüglich viele Deutsche, die durch die Verwandschaften der schwedischen Könige mit den meisten deutschen Fürstenhäusern hieher gekommen sind. Einige sind meisterhaft gemahlt, besonders die aus dem sechszehnten Jahrhundert; zum Theil vielleicht ächte Originale von den berühmten Künstlern, die damals in Deutschland lebten. Daß

man gute Meister gesucht habe, ist auch daraus begreiflich, daß die meisten dieser Bilder als Geschenke der Könige und Fürsten an die Könige Schwedens hieher kamen. Von den schwedischen Bildern sind viele von einem berühmten deutschen Mahler, Namens Klöcker,*) der unter Karl dem Elften und Zwölften in Stockholm lebte. Er ward unter dem Namen Ehrensträle (Ehrenstrahl) geadelt. Ich meyne, er war von Hamburg. In dem Schlosse und den Kirchen und öffentlichen Gebäuden Stockholms habe ich viele andere historische, allegorische und christlich mythologische Bilder von ihm gesehen. Er hat oft Kühnheit und Leichtigkeit der Composition, viel Geist und Leben, aber meistens ein schlechtes Colorit, oft zu grell, häufiger grau und verbleicht, fast wie Guido Renis.

Ich fange mit den Schweden an.

Es sind mehrere Bilder alter Könige, unter diesen auch das Bild des großen italisch-ostgothischen Königs Totila, den der Patriotismus der Schweden sich auch noch gern zueignet. Es ist mit solchen Münzen, wie mit den Degen und Helmen der Attila und Skanderbeg, die man in mehreren Zeughäusern

*) David Klöckner, gebohren zu Hamburg 1629, war schwedischer Legations-Secretair bey dem Friedenscongreß zu Münster. Nach geendigten Geschäften legte er sich, seiner Neigung zufolge, auf die Mahlerey, die er bey Georg Jacobs zu Amsterdam erlernte. Worauf er wieder nach Schweden zurückgieng, und bey der Königinn Eleonora Hofmahler wurde. Carl Gustav ließ ihn eine Reise in Italien machen, wo er die Manier des Pietro Beretino auswählte, und 1661 in Schweden zurückkehrte. Er mahlte daselbst meistens Bildnisse und Thiere. Sein Meisterstück, worin er sich selbst gleichsam übertraf, ist das Gemählde der Krönung Karls XI, welches man in dem königlichen Schlosse von Drottningholm sieht. Er ward in den Adelstand erhoben, und bekam den Beynamen Ehrenstrahl. Klöckner starb zu Stockholm 1699.

Füeßli's Künstlerlexikon S. 344.

zeigt; sie sind aus der Phantasie gegriffen, oder nach Münzen gemahlt.

Nun folgen die Sturen. Sten Sture der Jüngere ist ein edles, stolzes, männliches Gesicht, voll Freundlichkeit und Milde, nicht sehr hineinspielend in die gewöhnlichen National-physiognomieen Schwedens.

Ganz Schwedin ist seine Gemahlin Christina Gyllenstjerna. Es ist ein schönes, geistreiches Bild. Muth, Entschlossenheit, Verstand, Klugheit, Feinheit blitzen aus der glatten Heiterkeit der Züge allenthalben hervor; besonders scheinet Verschmitztheit vor, was wohl bey Weibern immer der Fall ist, wrlchen als Königinnen und Kaiserinnen Männerrollen zugefallen sind.

Auch ihr verrufener Zeitgenosse ist hier zu sehen, Christian der Zweyte, blutigen und gehaßten Andenkens in Schweden. Dieß Bild ist dem ähnlich, das ich an mehreren Stellen in Kopenhagen und in dem Rathhause zu Lübeck gesehen habe: das Geistvolle, Unruhige, Gewaltige leuchtet aus Augen und Stirn. Aber deutlich sieht man es der Wildheit und dem Trotz der Züge an, daß der Mahler bey seiner Arbeit daran dachte, daß Christian der Tyrann genannt ward.

Der Saal Gustavs des Ersten wird noch gezeigt, wie er zu seiner Zeit war. Er ist rings mit Holz umtäfelt, und die Balken, welche die Decke tragen, ragen unverhüllt hervor, wie man es hie und da kaum noch in Bauernhäusern sieht. Noch steht das Bett, worin er schlief, der Stuhl, worauf er saß, und mehrere andere Geräthe, alles einfach und ungekünstelt. Sein Bild und Erichs des Vierzehnten hängen da, nebst manchen andern, und wenn ich nicht irre, sieht man hier und in dem nächstfolgenden kleinen Zimmer auch die Bilder seiner Frauen und seiner andern Söhne. Er ist in mehreren Stellungen und Maaßen gemahlt, und in verschie-

denen Ältern. Ein kleines, hübsches Conterfey von ihm nennt man die Arbeit Erichs des Vierzehnten, der neben andern Kenntnissen und Talenten auch das besaß, gut zu zeichnen und zu mahlen. Gustavs Bild ist sehr schwedisch, und hat mich an mehr als einen der jetztlebenden Schweden erinnert, die ich irgendwo gesehen. Verstand, List, Festigkeit, Strenge, kurz, die höchste Kunst deß Lebens, die des Herrschens, sprechen alle seine Bilder in einem vorzüglichen Grade aus. Von seinen Kindern ist Karl der Neunte ihm der ähnlichste, obgleich der Knochenbau seines Gesichts und die Form desselben weniger edel ist. — Erich hat eine herrliche, breite Stirn, und trotzige, seelenvolle Augen, er ist schöner, als der Vater, weitblickender; erst wenn man ihn lange angesehen, entdeckt man etwas Wildes, eine Ahnung von Gefahr, welche all das schöne Gemüth und die Festigkeit, die man zuerst gewahrt, niederzureißen drohet. Oder sehen wir vielleicht, was wir historisch wissen? — Johann, Gustavs zweyter Sohn, scheint bey dem ersten Anblick der schönste; aber je mehr man ihn brtrachtet, desto glatter, schlüpfriger, und widerlicher wird er, fast bis zur Weichlichkeit und List weiblicher Künste; auch das Gesicht zieht sich unten in weiblicher Verlängerung und Weichheit hinab. Man sieht, er war das Muttersöhnchen: wie ähnlich auch er dem Vater scheine, so sieht man doch ganz etwas Anderes, sobald man seine schöne Mutter, Margaretha Leionhufrud, erblickt: das ist ein schönes, aber sehr besonnenes und listiges Gesicht, klar und glatt, wie Christina Gyllenstjerna, aber lüsterner und üppiger. — Einen edleren Ausdruck hat Gustavs letzte Gemahlin, Catharina Stenbock, und wie ein unschuldiges und liebliches Kind voll Einfalt und Freude hängt Erichs Catharina unter ihnen.

Gustav Adolph hast Du oft gesehen. Von seiner Tochter

Christina giebt es mehrere Bilder, und Ein außerordentlich schönes, das wohl aus Rom, der Pflegerin der neuen Künste, hieher geschickt worden. Sie hat ihr Gesicht für sich, unter allen schwedischen Männern und Frauen erinnert keine Aehnlichkeit an sie; von ihrer Mutter, die eine schöne Frau, aber eben so weich und schwermüthig, als Christina fest und heiter, war, hat sie doch einen großen Schatten. Genieen, für alle Welt, häufiger über aller Welt gebohren, haben oft so allgemeine Züge, daß man sie an kein Volk heften kann, eine Dämmerung vieler Aehnlichkeiten, die aber völlig verfliegen, sobald man sie heller ansehen will. Das Leichte und Gemüthlose, kurz, das bewegliche Künstlerische begegnet uns hier, ein Gesicht, fast wie das eines schönen Vogels. Die allerschönsten Augen, die geistvolleste Stirn, die feinste Nase, der wollüstigste Mund, und doch das Ganze ohne eine feststehende Begier oder Trieb.

Die drey Karle sind Deutsche, auch den Gesichtern nach, höchstens solche Aehnlichkeiten des Schwedischen, als zwischen so verwandten und ungemischten Völkern, als die Schweden und Deutschen sind, sich finden müssen. — Karl Gustav der Zehnte ist von jenen Gesichtern, die man lieb hat, sobald man sie sieht, weil sie das Beste und Menschlichste des ganzen Geschlechts ausdrücken. Es ist nichts Gewaltiges, nichts Geistvolles, nichts Schönes hervorspringend, das zuerst reize; aber es ist das Große und Gute an sich, welches angeschaut werden muß, um ganz empfunden zu werden. Als ich das Bild zuerst ansah, war mir, als hätte ich viele solche Gesichter gesehen, und ich ward allmälig inne, daß es in der That so sey. Aehnlichkeiten dieses schönen Männergesichts habe ich viele gesehen, und zwar meistens unter Bauersleuten und solchen, die Bauern ähnlich leben: es sind die starken, völligen Gesichter im großen Stil, woraus man drey, vier Gesichter, oder vielmehr

hübsche Gesichtchen der feinen und pfiffigen Menschen scheint schnitzeln zu können. Anfangs scheinen in diesen großen Gesichtern alle Züge zu verschwimmen, sie scheinen nur Masse zu haben, und ihre Inhaber scheinen auf den ersten Blick fast unbedeutend; aber je länger man sie ansieht, desto mehr gewinnen sie, und endlich findet man eine Schönheit und Herrlichkeit darin, die alles übertrift, was man so gewöhnlich Schönheit nennt: eine Festigkeit, die von sich nichts weiß; eine Klugheit, die keiner Klugheit bedarf; eine Güte und Redlichkeit, die ganz auf eigener Genüge ruhet. Ich habe in Holstein einmal einen Bauern gekannt, einen rechten Karl den Zehnten, ihm ähnlich, als wär' es sein Großenkel gewesen, einen ruhigen, freundlichen, klugen, und frommen Mann, der verdient hätte, der Herr über Millionen zu seyn. Karl der Zehnte sieht wirklich nur, wie ein tüchtiger Bauer aus; doch ist er mir hier das erste Gesicht von allen. Und welch ein Mann, welch ein König und Kriegsfürst war er! Mein Begleiter erzählte uns von ihm eine Anekdote, die ihn ganz charakterisirt. Als er nach Christinens Abdankung gekrönt ward, traf es sich, daß der Erzbischof von Upsala, dessen Amt es mit sich bringt, den Königen die Krone auf das Haupt zu setzen, derselbe Mann war, in dessen Hause der Jüngling Prinz Karl vormals als Student gewohnt hatte, da der Erzbischof nichts weiter war, als Professor der Geschichte und Politik. Als der Greis ihm nun die Krone aufsetzte, flüsterte Karl ihm freundlich zu: Mein Alter, wann spalten wir wieder Holz zusammen? Karls Beschäftigung war es nehmlich damals in den kurzen und unholden Wintertagen oft gewesen, auf des Professors Hofe Holz zu sägen und zu spalten, damit der Leib der nöthigen Bewegung nicht entbehrte. Man ließ die Fürsten damals noch als Menschen aufwachsen, und es

würden Männer. Ich habe vielfältig gefunden, daß große Männer, die bey seltenen Eigenschaften des Kopfes noch Treue und Milde als die größte Zugift besaßen, Karls Gesicht, oder tüchtigen Bauerngesichtern ähnlich sehen. So ist der Kopf des unvergleichlichen Trajan, so unter denen, die ich hier sah, Christian der Vierte von Dänemark, der mir deßwegen so lieb war. Gustav Adolph hat auch etwas davon, abrr viel weniger.

Ganz anders ist Karls des Elften Bild. Er ist mehr ein Aehnling seiner Mutter; er sieht, wenn man will, nicht aus, wie ein freundlicher, fröhlicher, gutmüthiger Bauer, sondern wie ein strenger, ernster, mühseliger und trüber Bauer, der seine Arbeit tüchtig thut, aber wenig Freude daran hat. Sein kleineres Gemüth drückt auch immer die bewußte Klugheit aus, die in manchen Bildern fast wie sich selbst belächelnde Schlauheit aussieht. Auch dieser war ein großer König, aber kein so liebenswürdiger Mensch, als sein Vater. Den Haß, womit die Schweden ihn verflucht haben, verdienten seine Arbeiten für das Vaterland nicht.

Was soll ich von Karl dem Zwölften sagen? Es sind hier viele Bilder von ihm. Auf einem Bilde von Ehrenstråle, das ihn als Kind darstellt, ist er unbeschreiblich schön. Er erinnert mich an ein anderes schönes Bild, das sich hier findet. Es ist das Conterfey Friederichs des Zweyten von Preußen, wie der Knabe etwan im zwölften oder vierzehnten Jahre aussah. Ich habe kaum etwas Schöneres gesehen. Dabey fiel mir wehmüthig ein, was er und was Deutschland mit und durch ihn hätte werden können, wenn dieser Knabe, wie er in diesem Bilde erscheint, zum deutschen Jüngling und Mann gebildet worden wäre. Ich habe in Schweden auch irgendwo ein Bild Gustavs des Dritten gesehen, welches ihn in diesem

Alter darstellte, mit einer unbeschreiblichen Geistigkeit und Beweglichkeit, doch an nichts so Großes erinnernd, als die Knaben Karl und Friederich. Auch Gustavs Eltern und Geschwister sind hier in mehreren Bildern; ich hatte sie schon auf dem Schlosse zu Stockholm und zu Drottningholm gesehen. Auch seine Mutter Luise, seine Schwester Sophie, und sein Bruder Karl, der jetzige König Karl der Dreyzehnte, haben außerordentlich viel Geist; weniger erscheint davon in seinem Vater Adolph Friederich und in dem verstorbenen Herzog von Ostgothland Friederich, die sich damit trösten können, daß die meisten Zuschauer bey ihren Bildern aufschreyen: o, welch ein schönes Gesicht! Ein paar recht widerliche Gesichter sind Friedrich von Hessen und seine Gemahlin Ulrika Eleonora, nicht bloß durch die Erinnerung, daß sie ein paar schlechte Menschen waren. Friedrich ist ganz das Bild eines übermüthigen, hoffärtigen, und satten deutschen Barons, wie man vor funfzehn und zwanzig Jahren deren sehr viele sah, mit dem Ausdruck jenes Gefühls, worin die Worte leserlich geschrieben stehen: ich bin reich und wohlgeboren, habe Schlösser und Forsten, Wein im Keller, und Mädchen in den Kammern, mein ist die Welt, und das Pöbelvolk sind meine gebornen Knechte, und das von Gottes und Rechts wegen. — Seine Gemahlin Ulrika Eleonora sieht Karl dem Zwölften etwas ähnlich; aber das Gesicht ist breiter und starrer; aus den Augen, die zuerst geistvoll scheinen, blinzelt einem eine dumme Tücke entgegen; der Mund verräth Weichlichkeit und Gierigkeit, und über dem Ganzen schwebt der Schatten einer halb freundlichen, halb beschämten Gleißnerey.

Außer diesen königlichen, giebt es noch eine Menge anderer schwedischer Bilder. Daß ich vor allen auf den großen Axel Oxenstjerna sah, ist sehr begreiflich. Es ist ein sehr schöner

Kopf, fast in der Form, wie anmuthige, vierzehnjährige Buben, oder achtzehnjährige Jungfrauen ihn zu haben pflegen. Große und genialische Menschen fallen oft in die Aehnlichkeit mit dem Jugendlichen und Kindlichen, oder vielmehr, sie bleiben darin: es ist damit, wie mit Karl des Zehnten Bauerngesicht. Dieses Bild ist eines der anmuthigsten, seelenvollesten und herrlichsten im Schlosse, die schöne Großmutter Friedrichs des Zweyten, Sophie Charlotte von Braunschweig etwa ausgenommen, deren Gesicht wirklich ein menschlicher Himmel ist. In Axels Kopf liegt bey einem tiefen Ernst sehr viel Milde, ein Schimmer geistiger Beweglichkeit, worin die höchste Centralkraft des mannichfaltig spielenden Gemüthes ist. Fünf Meilen von hier, in Jäders Kirche, liegen seine Gebeine; nahe dabey ist auch das Schloß Fiholm, wo er zu wohnen pflegte. Ich habe es leider nicht gesehen: unsere Zeit war dießmal zu eng. Noch sollen die Häuser da stehen, die er selbst gebauet hat. Unser W. erzählte uns darüber eine Familienanekdote. Axel hatte einen Sohn, Namens Johann. Als der Vater mitten in seinem Bau war, hatte dieser eben eine Reise durch die Südländer vollendet. Axel fragte den Jüngling, der Rom, Florenz, und Venedig gesehen hatte, wie ihm seine Anlagen zu Fiholm gefielen. „Vater, antwortete er kurz, sie sehen aus wie Viehställe.“ „Ganz recht, erwiderte der Alte erzürnt, nach mir soll auch Vieh darin wohnen.“ Wirklich war Johann Oxenstjerna ein Tropf; und doch war Axel so schwach, ihn an die Spitze der Friedensbotschaft nach Osnabrück zu stellen, wo er für Schweden und für die Protestanten nicht eben am ritterlichsten kämpfte.

In einem der Vorsäle findet man viele andere Bilder solcher schwedischer Männer und Frauen, die weder auf Thronen noch Rathsstühlen gesessen, aber durch ihre Art und Kunst und

Schicksal mehr anziehen, als die Bepurpurten. Man sieht mehrere berühmte Reichstagsmänner aus dem Bauernstande in ihrer Landestracht, Gelehrte, Mahler, Poeten, Astronomen, auch ein paar Hofnarren, Gesichter und Hofämter, wovon man in unsrer traurig ehrbaren und langweiligen Zeit nichts mehr sieht noch hört. Unter den Poeten nenne ich Dir Bellmann, welchen Gustav der Dritte hat mahlen und hier aufhängen lassen. Er war oft der Genosse seiner Freuden, und soll ein sehr fröhlicher und geistreicher Mann gewesen seyn. Seine Lieder klingen noch täglich von Mund zu Mund, und in allen lustigen Gesellschaften werden sie gesungen. Ich kenne die Sprache noch zu wenig, um gültig über ihn urtheilen zu können; denn wegen der geschwinden Uebersprünge von dem einen zu dem andern, und wegen der vielen Anspielungen auf Sitten und Stellen, die nur in Schweden liegen, ist er wohl der schwerste schwedische Dichter, und es möchte wohl nicht übel seyn, wenn jemand sich hinsetzte und einen historischen Commentar über ihn machte, ehe dunkel und vieldeutig wird, was jetzt noch die meisten kennen und verstehen. Viele Schweden behaupten, er allein wiege mehr, als die ganze schwedische Akademie, zu deren zierlicher Innung er nicht gehörte. Ich kann das nicht entscheiden; aber das weiß ich, daß seine Scherze mich in mancher guten Gesellschaft ergötzt haben. Sein Kopf ist schön, voll Fröhlichkeit und Jugend und einer recht kindlichen Gutmüthigkeit. Leider ist das Costum, worin er gemahlt ist, gar zu altfränkisch.

Hier hängt auch ein deutscher Mahler, Namens Behm. Er war Hofmahler unter Karl dem Elften, und brachte seinen Sohn, den Knaben Karl den Zwölften, einmal in Verhaft. Dieser hatte nehmlich gesagt, Behm sähe aus, wie ein rechter Pavian. Er sollte widerrufen; trotzig erklärte er, er wolle um

den kleinen Bucklichten kein Lügner werden, denn wahr sey es doch. So hieß ihn sein Herr Vater denn einige Stunden in Haft gehen. Der Prinz hatte nicht Unrecht; denn es ist ein vollkommenes Affengesicht, mit äffischer List und Tücke.

Merkwürdig sind zwey andere Bildersäle als Contraste. Der eine enthält die bedeutendsten Zeitgenossen Gustavs des Ersten unter Regenten und Fürsten, der andere die Zeitgenossen Gustavs des Dritten. Hier, in dem Zwischenraum von beynahe drey Jahrhunderten, sieht man Zeiten und Weltalter einander gleichsam gegenüber. Dort alles noch frisch, kräftig, eigen, gewaltig, rauh, hier alles schon schwach, geistig, zerstückelt, kleinlich, geschliffen; dort in den Gesichtern zu viel Masse, hier oft kaum die nöthige Zuthat. Wenn man immer solche Säle hätte, so brauchte es nicht vieler Worte, um die Klüfte und Geister zu zeigen, die zwischen den Zeiten liegen. Durch den neuen Saal lief ich nur ein paarmal durch — sein Inhalt war mir leider verständlich genug — und hielt mich zu dem alten. Er ist wirklich alt. Es war Gustavs des Ersten Speisesaal, und seine Verzierungen und Geräthe sind unverändert geblieben bis auf den heutigen Tag. Hier stehen, die sich im Leben so feind waren, ruhig neben einander, Luther und Leo der Zehnte, Ferdinand der Erste und Solymann der Zweyte, Franz der Erste und Karl der Fünfte, Philipp der Zweyte und Elisabeth, Philipp der Großmüthige und Heinrich der Jüngere, Schärtlin und Alba, Georg von Frunsberg und Clemens der Siebente: kurz, hier sieht man alle merkwürdigsten Namen, die von 1500 bis 1550 als Kaiser, Könige, Päbste, Fürsten, Feldherren, Gelehrte, in Europa eine Rolle spielten. Diese Bilder gehören auch als Kunstwerke zu den besten des Schlosses. Die beyden Bauernköpfe sind hier wieder Martin Luther und Georg Frunsberg; der letzte

vielleicht der schönste Kopf von allen: seine gutmüthige Bravheit und Klugheit führt uns unwillkührlich wieder zu Karln dem Zehnten zurück. Als Charakterköpfe möchten neben Luther, Alba, Heinrich der Achte, Wolsey, Clemens der Siebente, und Friedrich der Weise leicht die merkwürdigsten seyn. Das verdeckte, verschlossene, und scharfe Bild Karls des Fünften verliert nicht neben dem Kopf Franz des Ersten. Sein Conterfey war mir hier widerlich, wie allenthalben, wo ich es gesehen; es liegt darin eine Härte und ein Uebermuth, mit einem üppigen und lüstern sich bewußten Faun gepaart, der uns nicht an das Beste des französischen Charakters erinnert. Ich weiß überall nicht, wie Franz zu dem Gerüchte des Guten und Redlichen gekommen ist, das in so manchen Geschichten von ihm umläuft. Dieß verdankte er wohl dem Unglück, daß er gegen den geschickteren Karl gewöhnlich unterlag. Mancher ist durch Unglück geadelt, der sonst sehr unadlich erscheinen würde. Sein Leben war ja doch wüst, unruhig, und planlos, und von Weibern und weibischen Launen abhängig, denen ein tüchtiger Mann nicht lange dienstbar seyn kann, und sein liebenswürdiger und gütiger Vorgänger, Ludwig der Zwölfte, hatte bey den Gedanken an seine guten Einrichtungen für das Volk nicht ganz Unrecht, als er sagte: aber was hilft es, dieser große Junge wird alles wieder verderben. Den deutschen Fürsten sieht man fast allen an, daß sie tüchtig waren, und jeder ein Mann für sich. Was für Weibergesichter sind ihre Enkel geworden! Die mächtigsten Köpfe sind die, von Heinrich dem Jüngern und Friedrich dem Weisen. In dem ersten liegt eine so furchtbare Gewalt, daß man wie zurückzittert; der zweyte sieht sehr klug aus, fast hinterlistig, gar nicht gütig. Doch man muß nicht vergessen, daß bey Fürsten Strenge ohne Güte besser ist, als Güte ohne Strenge.

Dieß war mein liebster Saal, wo ich am längsten verweilte. Doch, mein lieber Bruder, ich weile Dich hier zu lange. Das Sprechen von Bildern giebt doch kein rechtes Bild. Den vierten Tag fuhren wir von hier zu Schiffe nach Stockholm, von dem freundlichen Städtchen Mariefräd aus. Der Wind war gut, und der schöne Mälare mit seinen vielen Inseln und Vorgebirgen, und den Geschichten, die man von den meisten Stellen zu erzählen wußte, gab viele Lust. Ich fühlte hier, wie lustig es ist, eine Fabelgeschichte zu haben, wie die Schweden, wo an tausend und tausend Stellen Götter, Könige, Prinzessinnen, Helden, und Riesen genannt werden. Das erhält muthigen und frischen Sinn im Volke, und selbst das kleine Politische und Nationale idealisirt sich unbewußt. Den 12ten Juny landeten wir in Stockholm, nicht weit von der schönen Kirche, wo die Könige begraben werden.

H. von Pl.

Berlin, im September 1810.

Unsere neue Universität wird am 15ten October, dem Geburtstage des Kronprinzen, begonnen werden. Doch bleibt die feyerliche Einsetzung derselben, mit Ertheilung der Befugniß, alle akademischen Würden zu verleihen u. dgl., noch bis Ostern ausgesetzt, indem für dieß erste halbe Jahr bloß die hier anwesenden Professoren und Studenten beschäftigt werden sollen. Schon seit langer Zeit war eine Commission mit der Einrichtung derselben beauftragt. Sie bestand aus den Staatsräthen Uhden und Süvern und dem Prof. Schleiermacher. Ersterer ist erst vor wenigen Wochen von einer Reise zurückgekehrt, die er durch einen beträchtlichen Theil Deutschlands gemacht hat, um mehrere Docenten auf fremden Universitäten in Hinsicht ihres Lehrvortrags kennen zu lernen, und manche Unterhandlungen an Ort und Stelle zu schließen. Von den Lehrern an der neuen Universität sind bis jetzt bekannt geworden: in der theologischen Fakultät: Schleiermacher, Dekan, Marheinecke und de Wette; in der juristischen: Schmalz, Prorektor, Savigny, Dekan, Biener; in der medicinischen: Reil, Hufeland, Rudolphi, Horkel, Kohlrausch, Gräfe; in der philosophischen: Fichte, Dekan, Wolf, Buttmann, Heindorf, Spalding, Bernhardi, Böckh, Hermbstädt, Klaproth, Tralles, Grüson, Hirt, Niebuhr, Oltmanns, Lichtenstein, Illiger, Weiß. Außerordentliche Professuren erhielten: v. d. Hagen, altdeutsche Literatur, Zeune, Geographie, Thaer, Oekonomie, Rühs, Geschichte. Prof. Heindorf legt seine Stelle am Berlinischen Gymnasium nieder; jetzt ist er mit der Ausarbeitung des Lectionskatalogs beschäftigt, weil Wolf, Professor der Beredsamkeit, noch abwesend ist, aber in kurzem erwartet wird, und über den Thucydides und Tacitus Collegia angekündigt hat. Die Philologie ist überhaupt am reichsten besetzt.

Ueber die Feyerlichkeiten, die am 15ten October statt finden werden, ist noch nichts bekannt geworden; an den Hörsälen im Universitäts-Gebäude, ehemals das Palais des Prinzen Heinrich, wird noch fortdauernd gearbeitet.

Inhalt.

